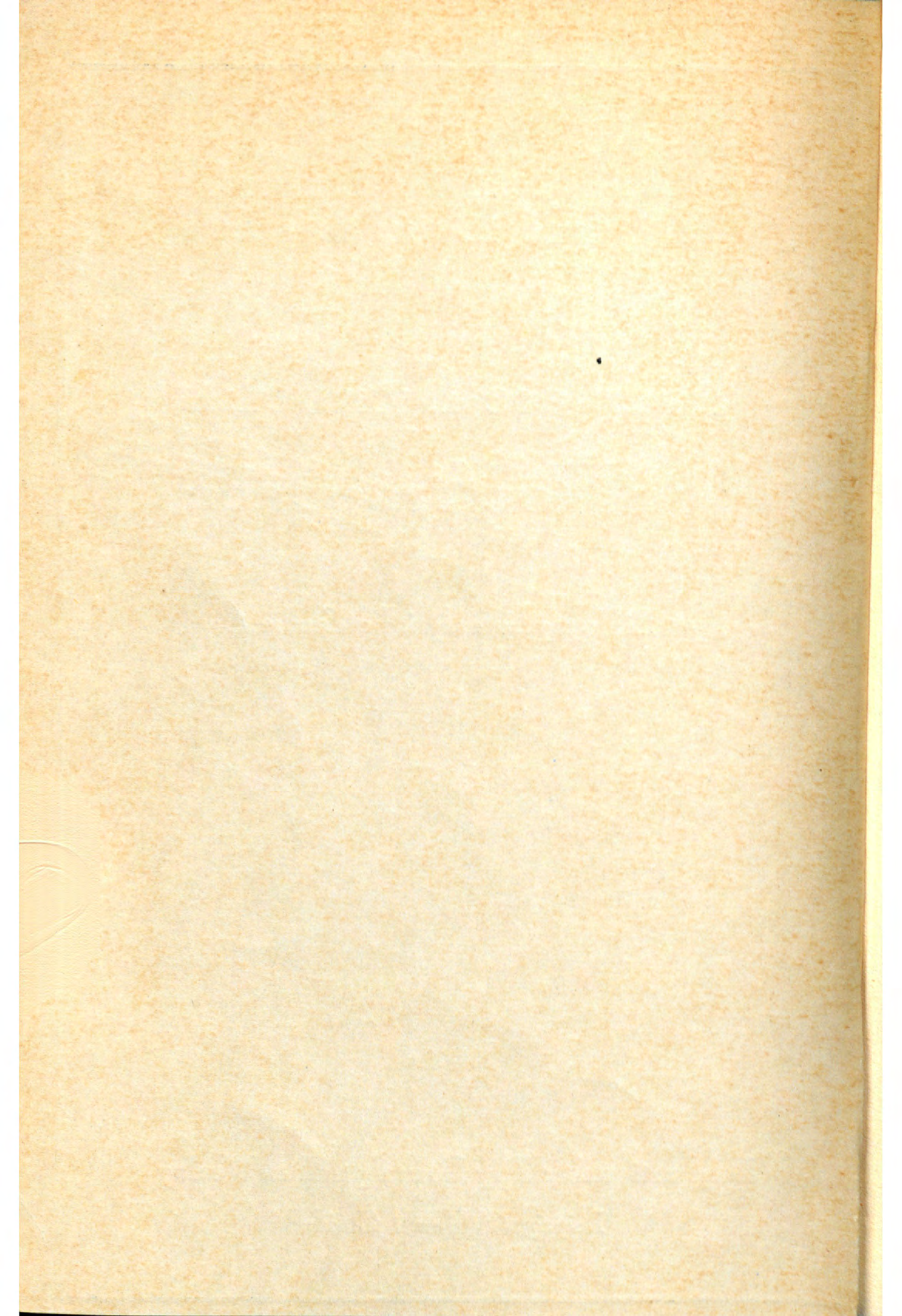
Marie Bonaparte

Über die Symbolik der Kopftrophäen

Eine psychoanalytische Studie

Internationaler Psychoanalytischer Verlag
Leipzig / Wien / Zürich



Über die Symbolik der Kopftrophäen

Eine psychoanalytische Studie

(Vortrag in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 30. November 1927)

Von

Marie Bonaparte

Paris

Sonderabdruck aus „Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften" (herausgegeben von Sigm. Freud), Bd. XIV (1928)

1928

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Leipzig / Wien / Zürich

*



Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V

I

Die Redensart vom „gehörnten Ehemann“

Als Ausgangspunkt wollen wir ein kleines Problem wählen, das schon seit geraumer Zeit Forschern viel Kopfzerbrechen verursacht. Schon im Altertum und noch heute, bei den meisten zivilisierten Völkern, stattet die Volksironie den betrogenen Ehemann mit Hörnern aus. Nun sind aber die Hörner ein Merkmal der Kraft, bei vielen Tiergattungen sogar das der Männlichkeit und bei vielen Religionen auch das Kennzeichen der mächtigsten Götter. Auf welchem Umwege mag dieses Attribut der Männlichkeit dazu gekommen sein, in den Augen des Volkes gerade die Schwäche, die Blindheit, das Unvermögen des betrogenen Ehemannes zu symbolisieren?

Denn der Ehemann z. B., der Rache nimmt und tötet, gilt weder dem Franzosen als „*cocu*“, noch dem Deutschen als „Hahnrei“ und auch der Volksmund wird ihm keine Hörner aufsetzen. Nur den hintergangenen Ehemann trifft das Volk mit dieser Bezeichnung.

Wir stellen das Problem am besten dar, wenn wir zunächst Hermann Schrader („Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“, Artikel „Das Horn“, 7. Ausgabe, S. 107 ff. Berlin 1912) zitieren. Nachdem er verschiedene Hornsymbole geschildert hat, die das Horn mehr oder weniger als Kennzeichen der Kraft und Macht erscheinen lassen, sagt Schrader:

„Die schwierigste Deutung haben wir bis zuletzt aufgespart. Man sagt von einer Frau, welche ihrem Manne die eheliche Treue gebrochen hat, sie habe ihm Hörner aufgesetzt, ihn gehörnt, auch wohl, ihn mit einem Hirschgeweih gekrönt. Daher die Worte Hörnerträger, Hörnerdreher. Man hat den seltsamen Ausdruck oft recht ungeschickt zu erklären versucht.

a) Körte. Der griechische Kaiser Andronicus (1183) lebte mit den schönsten Frauen seiner Residenz im vertrautesten Umgange und verlieh deren Männern,

um sie leichter zu beseitigen, die Jagdgerechtsamkeit. Das Zeichen derselben war ein Hirschgeweih am Hause. Die Männer freuten sich der Auszeichnung und die Weiber verschafften sie ihnen um so lieber.

b) Wenn man junge Hähne zu Kapaunen macht, so wird ihnen der Hahnensporn abgeschnitten und auf die Stirn versetzt. Dieser heißt dann das Horn der Kapaunen. Dieses Bild würde aber auf eine *impotentia* des Mannes hindeuten — was doch hier ganz fern liegt.[1]

c) Das Wunderlichste hat wohl Wurzbach zusammengetragen. Er sagt: ‚Horn ist harte Haut. Horn im Angelsächsischen ist *hyrn,* d. h. Hirn. Das Aufwachsen solcher ist Wirkung eines kranken Gehirns. Gehörnte und Schwachköpfe sind identisch. Das griechische κέρας (Horn) ist mit *cervus* (Hirsch) verwandt. *Hornung* bedeutete ein uneheliches und außereheliches Kind, das logisch auf einen hörnertragenden Vater zurückführt.' Das sieht gelehrt aus, aber — es sieht bloß so aus. Er möchte sich übrigens für die Deutung *a)* entscheiden.

d) Der sonst oft so scharfsinnige Dr. Brinkmann sagt: Der Grund dieser Metapher muß in folgendem Charakterzuge des Bockes zu suchen sein. ‚Der Bock ist' — sagt Buffon — ‚ein ziemlich schönes Tier, sehr kräftig und sehr heißblütig; ein einziger Bock kann während zwei oder drei Monaten mehr als hundertfünfzig Ziegen genügen; doch dauert diese Glut, die ihn verzehrt, nur drei oder vier Jahre und diese Tiere sind mit fünf oder sechs Jahren vollkommen erschöpft und ganz alt.' — Den Vergleichungspunkt findet er in der Eifersucht. — ‚Die Eifersucht aber muß um so mehr aufgeregt werden, je heißer die Liebe war.'

e) Weber im ‚Demokrit' sagt: Im romantischen Mittelalter setzten die Damen ihren Rittern, wenn diese ins Feld zogen, die Helme auf, welche häufig Hörner verschiedener Tiere zur Zierde hatten. Wenn nun der Geliebte fortgezogen war, so hatte die alleingelassene Dame gar oft Langeweile zu Hause und suchte sich diese durch anderweitige angenehme Gesellschaft zu vertreiben, und so wurde denn die Redensart: Hörner aufsetzen, allmählich gleichbedeutend mit untreu werden. — Allzu gesucht! Wohl nur sehr wenige Helme hatten Hörner und wohl nur sehr wenige Frauen setzten dem scheidenden Manne den Helm auf, was sicherlich der Ritter meist selber tat. Und wenn auch, so bleibt eine tiefe Kluft zwischen Tun und Bedeutung.

f) Dr. M. Heyne sagt: Diese Redensart scheint die unverstandene Erinnerung an eine im Mittelalter verbreitete, auch poetisch dargestellte Erzählung zu enthalten, nach welcher der Zauberer Virgilius zu Rom ein Erzbild gefertigt hatte, das jeder wegen Untreue angeklagten Frau, die ihm die Finger zum Schwure in den Mund legte, dieselben abbiß; die Untreue der Frau selbst aber ward angezeigt,

1) V. Tolnai, in der Zeitschrift „Magyar Nyelv" XVIII, 1922, S. 128, schreibt: „Hörner trugen nämlich unter dem Federvieh die Kapaune. Beim Kastrieren schnitt man dem jungen Hahn auch Sporen und Kamm ab. In die frische Wunde am Kopf wurden dann die Sporen gelegt, so daß die Wunde vernarbte und die Sporen festhielt." „In Ungarn ist dieser Brauch im sechzehnten Jahrhundert belegt. Falls die als Hörner aufgesetzten Sporen abfallen, macht man andere Hörner aus Wachs. Auf alle Fälle sind die Hörner vergoldet und das Tier wird mit diesen Hörnern serviert."

indem ihrem Manne ein Horn aus der Stirne wuchs. — Wir meinen jedoch, daß diese Geschichte des Mittelalters erst auf die schon vorhandene, weit ältere Redensart aufgebaut ist.

g) Den Weg zur richtigen Deutung kann uns die Tatsache zeigen, daß schon bei den alten Griechen unser Bild und unsere Redensart sich findet. Κερατίας und Κερατάς ist ein Gehörnter, und κερασφόρος (*sc.* ἀνήρ) ein Hörnerträger in unserem Sinne, ebenso κέρατα ποιεῖν τινι, einem Hörner machen. *Cornua viris uxores facere dicuntur hodie, quae adulterantur, quam proverbialem formulam apud veteres perinde usitatum fuisse, Artemidorus testimonio est oneiros.* (Man sagt heutzutage, daß die Frauen, welche die Ehe brechen, ihrem Mann Hörner aufsetzen und es geht aus dem Traumbuche des Artemidorus klar hervor, daß diese sprichwörtliche Redensart schon bei den Alten gebräuchlich war.) (Gesner, I, 12).

Außerdem findet sich das Bild in allen modernen Sprachen, italienisch: *avere le corni*, spanisch: *cornudo*, französisch: *avoir les cornes*, englisch: *to horn, cornuto, wear horns.* Eine solche Übereinstimmung der Anschauung kann nicht wohl aus einer einzelnen lokalen Geschichte hervorgehen; das Bild gehört ja auch schon der alten Welt an. Es muß der Natur selbst, und zwar dem gehörnten Tiergeschlechte seinen Ursprung verdanken, und unter diesem speziell dem bekanntesten, dem Menschen vertrautesten, dienstbarsten, nützlichsten, dem Geschlechte der Rinder. Das ist das Zunächstliegende. Und welches ist dann der charakteristische Zug, den wir an Kalb, Kuh, Ochs in ungezählten Redensarten erkannt haben. Es ist mit einem Worte die Dummheit und Roheit in allen ihren Verzweigungen. Gehen wir der Sache auf den Grund. Wie kommt ein Weib zur ehelichen Untreue? Wir geben in voller Zuversicht die Antwort: unter hundert Fällen trägt neunundneunzig Mal der Mann die Mitschuld. Mag er nun in roher Weise (wie der Pöbel) sein Weib mißhandeln, mag er sie in feinerer, aber innerlich ebenso verletzender Weise durch Worte kränken, mag er kalt und gleichgültig ihre Dienste annehmen und ihrem liebebedürftigen Herzen keine Erwiderung und Stillung geben, mag er geistig tief unter ihr stehen, so daß sie ihn übersieht und keine Hochachtung vor ihm haben kann; oder geht er gar offenkundig in Untreue voran, kurz: zeigt er sich roh und rücksichtslos (dem Rindvieh ähnlich) und gibt durch das alles dem Weibe Reizung zur Untreue und Entschuldigung für Untreue; oder — im umgekehrten Falle — wenn die Schuld allein oder zumeist am Weibe liegt, welches ihn hintergeht und anführt, wenn er in seiner Dummheit nichts merkt und sich anführen läßt: liegt es da nicht sehr nah, daß das Volk, welches sich gern kräftig und derbe ausdrückt, ihn ein Rindvieh, ein Hornvieh nennt, oder sagt: dem ziemen Hörner, der hat, trägt Hörner auf dem Kopf, dem wachsen die Hörner aus dem Kopf? Kurz: die Hörner (des Ochsen und erst in naheliegender Weiterbildung: das Geweih des Hirsches, lat. *cornua*) sind ein freilich derbes, aber treffliches Sinnbild von der Roheit und Dummheit solchen Mannes."

Schrader verteidigt sodann seinen Standpunkt, indem er daran erinnert, daß bei den alten Griechen κερασφόρος sowohl den Hintergangenen im all-

gemeinen, als auch den betrogenen Ehemann bedeutete. Zum Schlusse fügt er noch hinzu:

„Eine Hindeutung auf unsere Auffassung finden wir auch in Petron (39), wenn er von Verzagten scherzweise sagt, *illis prae mole sua cornua nasci* (daß ihnen vor Angst Hörner wachsen)." — Bei Artemidoros (aus Ephesos, zur Zeit der Antonine) findet sich der Satz: „Deine Frau wird (ihrer Neigung) eine Richtung zu geben wissen und dir, wie man zu sagen pflegt, Hörner aufsetzen."

Auf diese Weise zeigt uns Schrader die verschiedenen, ihm bekannten Lösungen des Problems, das uns beschäftigt, und fügt dann noch eine eigene hinzu. Wir werden später sehen, was wir davon zu halten haben. Wir wollen nur noch einen Autor zitieren, A. J. Storfer, und zwar eine Stelle seines Buches über „Marias jungfräuliche Mutterschaft". Berlin 1914. (Anmerkung von S. 107):

„Das Gehörntsein als Symbol des betrogenen Ehemannes steht mit dem Horn als sexuelles Machtsymbol scheinbar in Widerspruch. Die Erklärung von Bolte (Bilderbogen aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert. Z. d. Ver. f. Volksk. 19, 65), ‚Du bist unter dem Zeichen des Steinbocks geboren und zum ehelichen Unglück bestimmt', halte ich für nicht befriedigend. Sittl (Die Gebärden der Griechen und Römer. Leipzig 1890) knüpft an Artemidoros 2, 12, ‚Träumest du von einem Widder, so treibt deine Frau Unzucht' an und deutet die alte Form des Symbols, die römische Sitte, jemand durch die Gebärde des ausgestreckten kleinen und des Zeigefingers zu beschimpfen, indem er ihr den Inhalt unterlegt: ‚Deine Frau hat zwei Männer.' Die symbolische Gleichung ‚Finger = Penis' spricht zwar für diese Erklärung, gegen sie aber ist einzuwenden: Die Zweizahl ist nicht das Wesentliche für diesen Symbolismus, und nur bei dem Einhorn könnte die Zahl, als von der gegebenen zoologischen Anschauung abweichend, als entscheidender Faktor gelten; zudem ist ja auch die Zweimännerzahl für die ‚Unzucht der Frau' völkerpsychisch nicht typisch; es hieße mythisches Material durch moderne Brillen betrachten, wollte man im völkerpsychischen Ehebruch just ‚dreieckige Verhältnisse' sehen. Daß die Zweizahl im römischen Hörnergestus nicht ohne Bedeutung ist, beweist, daß auch ein vorgestreckter Finger als Schimpf galt (vgl. oben S. 35). Während aber Einenfingerstrecken bloß das symbolische Phallusstrecken schlechthin war, so war das Zweifingerstrecken eine Anspielung auf das Gehörntsein, beziehungsweise auf gewisse phallische (gehörnte) Tiere. Der Ziegenbock ist ein phallisches Tier, aber eines, das (wie Affe und Esel) die verpönte hetärische (mutterrechtliche) Sexualität im Gegensatz zu dem phallisch-vaterrechtlichen (Adler, Stier usw.) symbolisiert. Die männlichen Symboltiere der hetärischen Sexualität kennzeichnen sich dadurch, daß sie als verpönt (Teufel, Schlange im Sündenfall) oder lächerlich (ob ihrer Geilheit: Bock, Esel) gelten. Gehörntsein ist also ursprünglich nicht das Symbol des Betrogenseins, sondern des hetärisch freien, ehelosen Geschlechtsverkehrs. Aus der Tatsache, daß in der vaterrechtlichen

Gesellschaftsordnung sich in bezug auf den Ehebruch des Mannes und den des Weibes eine ‚doppelte Moral' entwickelt hat, daß der Ehebruch des Mannes als der weitaus harmlosere gilt, folgt nun, daß die Anspielung (durch das Zeichen des Ziegenbockes) auf die Geilheit, auf den außerehelichen Geschlechtsverkehr, besonders in der Beziehung auf den Ehebruch des Weibes bedeutsam, höhnisch, beleidigend wird. (Der Hörnerjahrmarkt am Sankt-Lukas-Tag zu Carlton in der Grafschaft Kent — vgl. Bourke-Krauß-Ihm, a. a. O. 374 — scheint auch ein Fest hetärischer Freiheit, wie Eselsfest, Narrenfest, Karneval usw. zu sein.) — Ein Pendant des Symbols des Gehörntseins ist das Eselsohr. Der bekannte Eselsohrgestus (auch hier spielt die Zweizahl keine Rolle) ist dem Symbol des Gehörntseins nahe verwandt. Vgl. den Abschnitt ‚Esel'."

Wir haben also nach den Deutungsversuchen eines Autors der voranalytischen Zeit (Schrader) jene eines Autors angeführt, der mit der Psychoanalyse vertraut ist (A. J. Storfer). Aber diese Erklärungsversuche können uns nicht befriedigen, denn wir haben nicht das Gefühl, daß sie zum Kern dieses Problems vordringen. Die Aufgabe der Problemstellung bleibt aufrecht, und es ist nun an uns die Reihe, sie richtig anzugeben; wozu wir allerdings vorerst einen Umweg machen müssen.

II

Die heroischen Hörner

Im „Archiv für Religionswissenschaft" (Bd. XV, 1912, S. 451 ff.) behandelt I. Scheftelowitz „Das Hörnermotiv in den Religionen". Nachdem er die verschiedenen Tierformen aufgezählt hat, welche die Götter der Ägypter, Babylonier, Hebräer, Araber, Inder, Perser, Griechen, Römer, Gallier, Germanen und Japaner angenommen hatten, behandelt er (vgl. S. 456 ff.) „die Hörner am Haupte der Götter, die als Überreste ihrer ursprünglichen Tiergestalt die Symbole der übermenschlichen Kraft geworden sind".

Von primitiven Tiergestalten, — schreibt Scheftelowitz, — die ursprünglich ganz deutlich die physische Kraft der Götter verkörperten, blieben nach und nach nur die Hörner, als Symbole der Kraft und Macht, übrig.

„Hörner sind zunächst bei solchen Göttern, die auch als Stiere aufgefaßt worden sind, ganz selbstverständlich. So werden die zwei Hörner des Agni, der als Stier bezeichnet ist, häufig erwähnt. Atharvaveda VIII, 3, 25, heißt es: *ye te śṛinge ajáre jātavedas tigmáhetī bráhmasamśite, tābhyām durhāram abhidāsantam kimīdínam pratyáñcam arcisā jātavedó vi niksva.* ‚Mit deinen beiden Hörnern, o Jatavedas (= Agni), die unvergänglich und eine spitze Waffe sind und von Brahma geschärft sind, durchbohre den lästigen Feind, den heranstürmenden Unhold mit deiner Flamme.' Noch im Buddhismus hat der Totengott Yama Stierhörner auf dem Haupte. Der Bodhisatva Manjusri, der den Totengott Yama bändigt, als er Tibet entvölkerte, hat auf seinem Haupte zwei gewaltige Stierhörner. Der Göttervogel Garuda hat einen blauschwarzen Kopf mit zwei Hörnern. Sämtliche babylonischen menschengestalteten Götter tragen eine mit Hörnern versehene Kopfbedeckung als göttliches Abzeichen. So hat Asur auf seinem Haupte zwei Stierhörner, dagegen Ramman vier Stierhörner, von denen zwei nach vorn, zwei nach hinten gebogen sind. Ebenso ist der phönizische Ba'al Hamman mit Widderhörnern am Kopfe dargestellt. Im prähistorischen Ägypten kommen zwei abwärtsgebogene Hörner als Götter-

symbole vor. Auch in der griechischen und römischen Mythologie sind vielfach die Hörner als die letzten Überreste aus der Zeit, in welcher die Gottheit in Gestalt eines gehörnten Tieres verehrt wurde, übrig geblieben. So sind Acheloos und die übrigen griechischen und römischen Flußgötter, die man sich ursprünglich in Stiergestalt dachte, auf späteren Münzen als Menschen mit Stierhörnern abgebildet. Pan, der ursprünglich als Bock verehrt war, wurde im Laufe der Zeit immer mehr vermenschlicht und behielt von seiner ehemaligen Tiergestalt schließlich nur noch die Hörner zurück. Dieselbe Entwicklung machten auch die ursprünglich bockgestaltigen Satyrn durch, an deren tierische Gestalt in jüngerer Zeit nur noch die Hörner erinnern. Ebenso wurden die jonischen Silene, die ursprünglich Pferdegestalt hatten, in der praxitelischen Zeit nur noch durch ihre gespitzten Ohren gekennzeichnet. Der von dem griechischen stiergestaltigen Dionysus beeinflußte römische Gott Bacchus hat nur noch Hörner. Bilder von gehörnten Kentauren sind in Cypern gefunden. Viele altgallische Götter haben Hirschhörner. Derartigen menschengestalteten Göttern mit Hörnern am Haupte begegnet man auch bei den Indianern. So ist auf der Trommel des Medizinmannes aus Missouri, womit er Krankheitsdämonen verscheucht, ein Götterkopf dargestellt, der mit zwei Hörnern und kurzen Strahlen versehen ist. Der Kriegsgott und die Kriegsgöttin der Dakotas haben zwei mächtige Hörner auf dem Haupte. Ebenso haben verschiedene andere Götter der Dakotas zwei Hörner, wie der Sonnengott. Den göttlichen Herrscher der abgeschiedenen menschlichen Seelen, Unkatahe, stellen sie sich als ein Wassertier mit zwei Hörnern dar. Eine andere amerikanische Gottheit hat die Gestalt eines Panthers, der auf seinem Kopfe die zwei Hörner trägt. Der schützende Hausgeist der nordamerikanischen Indianer hat ebenfalls zwei Hörner auf seinem Haupte. In der Magik der Indianer spielen gehörnte überirdische Wesen eine große Rolle. Der amerikanische Gott Nanabush, der Schöpfer der Geister, ist ebenfalls gehörnt. Eine Götterfigur der Hopi-Indianer hat auf dem Haupte zwei kleine Hörner, während sie in der Hand ein Hirschgeweih trägt. Viele bei den Festen der Hopi-Indianer verwendete Masken, durch welche gewisse Götter personifiziert sind, tragen auf dem Haupte meistens zwei Hörner, die teils senkrecht auf dem Haupte stehen, teils Büffelhörner, Kuhhörner, Schafhörner oder Hirschgeweih sind. Einzelne tragen auf dem Haupte nur ein Horn, andere tragen in der Hand Geweih von Elch und Hirsch."

Scheftelowitz spricht sodann von Dämonen, von bösen Geistern, die in fast allen Religionen mit Hörnern ausgestattet sind, was uns nicht überraschen kann, da doch die Dämonen sozusagen die „Kehrseite der Götter", gefallene Götter, darstellen. Weiter unten schreibt er (S. 464 ff.):

„Die ältesten Sprachdenkmäler beweisen, daß Hörner das Symbol der Kraft und Macht sind. Als der König Ahab vor Beginn des Kampfes mit den Syrern die Baalpriester um den Ausgang der Schlacht befragte, machte sich einer von ihnen zwei eiserne Hörner und sprach: ‚Mit diesen (Hörnern) wirst du die Syrer niederstoßen, bis du sie völlig vernichtet hast.' Der kräftige Stamm Josef wird (5. M. 33, 17) mit einem ‚erstgeborenen Stiere von majestätischem Aussehen'

verglichen: ‚Seine Hörner sind wie die Hörner des Tieres Reēm, mit denen er die Völker insgesamt niederstößt.' Die pflichtvergessenen Fürsten werden (Ezechiel 34, 21) mit mächtigen Hörnern tragenden Böcken verglichen, die mit ihren Hörnern die Schwachen zurückdrängen und nach außen versprengen. Auf einem altägyptischen Denkmale wird ein mächtiger König, der seine Feinde bezwingt, als ein gewaltiger Stier dargestellt, der mit seinen Hörnern nicht nur die Feinde, sondern auch die Wälle einer feindlichen Stadt niederstößt. Daher waren die assyrischen Standarten mit zwei Stierhörnern versehen, die den Feind niederschlagen sollten."

„Wegen ihrer Stärke werden darum die Helden mit Stieren und Löwen verglichen, so z. B. bei Homer. Als ein äußeres Zeichen ihrer Stärke trugen deshalb auch die Krieger Hörner auf den Helmen. So waren die Helme der altgriechischen Krieger, der Etrusker, Gallier und Angelsachsen häufig mit Hörnern verziert. Die im altägyptischen Grabe des Seti I abgebildeten libyschen Krieger haben eine Kopfbedeckung mit zwei Hörnern. Die Krieger der afrikanischen Neger tragen ebenfalls Hörner am Kopfe. Die Negerkrieger an den Nilquellen tragen sogar ein ganzes Tierfell (gewöhnlich Antilopenfell), dessen Kopfstück nebst Hörnern über das Haupt des Kriegers gestülpt ist. Römische Soldaten erhielten als äußere Auszeichnung ein *corniculum*, ‚einen hornförmigen Ansatz am Helme'. Ein mit solchen Ehrenhörnchen ausgezeichneter Soldat hieß *Cornicularius*. Das Haupt eines siegreichen Helden scheint noch zu Shakespeares Zeiten mit Hörnern geschmückt worden zu sein, vgl. Shakespeare, As you like it, Act IV, sc. 2: *Let's present him (the killed deer) to the duke, like a Roman conqueror; and it would do well to set the deer's horns upon his head for a branch of victory*. Auch die Kopfbedeckungen der Indianer haben zuweilen zwei Hörner."

„Daß das Horn schon in sehr alter Zeit als äußeres Merkmal für die Stärke, womit das mächtige Tier alles Feindliche niederwirft, aufgefaßt wurde und somit die wuchtige Kraft das dominierende Element in der Vorstellung von dem Ausdruck Horn bildete, beweist der Begriffswandel dieses Wortes. ‚Horn' hat in mehreren Sprachen auch die Bedeutung ‚Stärke, Macht' erhalten, so im Hebräischen *(qeren)*, Altindischen *(śṛṅga)* und Lateinischen *(cornu)*. Der schwergeprüfte Hiob ruft aus: Meine Macht *(qeren)* liegt im Staube (Hiob 16, 15); vgl. Amos 6, 13: Wir haben uns Macht *(qeren)* verschafft; Jerem. 48, 25: Zerbrochen ist Moabs Macht; Ps. 148, 14: Er erhöht die Macht seinem Volke. Das Horn in seiner eigentlichen Bedeutung und als Merkmal der Machtfülle kommt in Ps. 92, 11, klar zum Ausdruck: Du erhöhst mein Horn wie das Horn des Tieres Reēm. In diesem Sinne sagt auch der Midraš Ēkā Rabbā II, 3: Zehn Hörner gibt es in Israel: 1. das Horn Abrahams; 2. das Horn Isaaks; 3. das Horn Josefs; 4. das Horn Moses'; 5. das Horn des Gesetzes; 6. das Horn des Priestertums; 7. das Horn des Levitentums; 8. das Horn der Prophetie; 9. das Horn des Tempels; 10. das Horn Israels. Andere Gelehrte setzen für letzteres das Horn des gesalbten Königs ein. Alle diese Hörner wurden dem Volke Israel aufs Haupt gesetzt, aber als sie gesündigt hatten, wurden sie ihnen wieder abgenommen, wie es heißt (Ēkā 2, 3): Gott hieb ab in heißem

Zorne Israels ganzes Horn; und sie wurden alsdann den heidnischen Völkern gegeben. Im Altindischen vgl. Ṛgv. VIII, 86, 5: Die Macht des Rechts (*śṛṅgaṁ ṛtasya)* hat Gott Savitar weit verbreitet. Viele Belege über lat. *cornu* im Sinne von ‚Kraft, Macht' sind im Thes. Ling. Lat. IV, Sp. 973, enthalten."

An einer anderen Stelle befaßt sich Scheftelowitz mit den Hörnern auf dem Haupte der Könige und Priester als Symbol göttlicher Macht (S. 471 ff.):

„Bei den Orientalen und vielen primitiven Völkern herrschte die Anschauung vor, daß der König die Inkarnation eines Gottes sei. So haben assyrische Fürsten zwei Hörner auf ihrer Kopfbedeckung, wie sie sonst bei den Göttern üblich sind. Gemäß einer römischen Sage wird die Königswürde durch Hörner auf dem Haupte angedeutet. So soll der Praetor Genuvius Cipus, als er bei seiner Rückkehr von einem siegreichen Feldzuge in einen Fluß blickte, Hörner auf seinem Haupte bemerkt haben. Die Haruspices, die er darum befragte, sagten ihm, daß Hörner die ihm in Rom bevorstehende Königswürde bedeuteten. Da er aber als Republikaner niemals König sein wollte, ging er freiwillig in die Verbannung, weshalb die Römer aus Dankbarkeit sein gehörntes Bild in das Tor einmeißeln ließen. Alexander der Große, der den Beinamen hatte, ‚der mit Hörnern versehene', sagt in der Alexanderlegende zu Gott: ‚Ich weiß, daß du meine Hörner auf meinem Haupte hast wachsen lassen, daß ich die Reiche der Welt zerstoße.' Bei den nordamerikanischen Indianern sind die Häuptlinge an ihrem Kopfe häufig mit Hörnern geschmückt. Der Häuptling der Iroqois-Indianer trug als Zeichen seiner Würde Hörner, die nach seinem Tode von dem Oberhäuptling auf dem Grabhügel an der Stelle, wo sein Kopf unten ruhte, niedergelegt wurden. Erst bei der Einsetzung seines Nachfolgers wurden diese Hörner vom Grabe genommen und dem neuen Häuptling aufs Haupt gesetzt. Auch in Durban tragen die Kaffir-Häuptlinge Hörner auf ihrem Haupte."

„Die Priester, welche die Stelle der Götter vertraten, nahmen bei zeremoniellen Ausübungen die äußere Gestalt der Götter an, die sie repräsentierten. Daher trugen die sumerischen und babylonischen Priester zwei Hörner auf ihrer Kopfbedeckung. Die Salier, die römischen Priester des Mars, hatten einen Hornansatz auf ihrer Mütze. Gehörnte Mützen tragen auch die Priester (Schamanen) vieler primitiver Völker, so die der Kamaschinzen (Sibirien), der Musquakie-Indianer (Nordamerika). Die Priester der Amurvölker haben ein eisernes Hirschgeweih als Kopfschmuck. Eine mit vielen Hörnern versehene Kopfbedeckung, welche die Sonne darstellen soll, wird von den chinesischen Priestern getragen. Die Priester und Zauberer vieler afrikanischer Negerstämme sind mit Antilopenhörnern ausgestattet, da sie glauben, daß man durch sie im Kampfe gegen die Geschosse der Feinde gefeit und auf der Jagd vor den Krallen der wilden Tiere und im gewöhnlichen Leben vor Krankheitsdämonen geschützt sei."

Scheftelowitz spricht sodann von Hörnern als Schmuck der heiligen Altare in verschiedenen Religionen. Der alte Altar der Hebräer war z. B.

mit vier Hörnern ausgestattet, die mit dem Blut der Opfertiere eingerieben werden mußten. Dann geht er auf das Horn über, das als Amulett gegen Dämonen und den bösen Blick verwendet wurde. (Wir werden uns übrigens bald mit diesen magischen Hörnern befassen.) Er schließt, indem er noch das Windhorn, dem auch eine magische Macht gegen Dämonen zugeschrieben wird, und das Füllhorn erwähnt.

Das Ergebnis des Überblicks über die Arbeit von Scheftelowitz ist dasselbe, das wir auch aus jeder anderen Arbeit gewinnen würden, die das Material über das Hörnermotiv darbietet. Seit den ältesten Zeiten hat der Mensch das Horn als ein souveränes Symbol der Macht betrachtet. Einen realen Anhaltspunkt für diese Vorstellung bietet die wirkliche Beobachtung der gehörnten Tiere, bei denen das Männchen die schönsten Hörner trägt, die ihm als Angriffs- und Schutzwaffe dienen. Unter den Totemtieren der primitiven Stämme finden wir häufig gehörnte Tiere. Doch im selben Maße, in dem sich der Mensch zivilisierte, wurden die Göttergestalten immer weniger tierähnlich. Selbst an Stelle der Götter mit Menschengestalt und Tierköpfen, treten Götter mit Menschengesichtern, bei denen manchmal nur mehr die Hörner erhalten geblieben sind. Das kommt daher, weil die Menschheit in ihrer Gesamtheit dieselbe Entwicklung durchmacht, die jeder Einzelne individuell durchmacht. Für die primitive Undifferenziertheit, die gleich dem Kinde, alles was sich bewegt und lebt, sei es nun Mensch oder Tier, vermengt, kann das Eine ebenso ein Anderes vorstellen, dank der vermittelnden Vorstellung einer Eigenschaft, — z. B. der Kraft, — die beiden eigentümlich ist.

In den Tierphobien der Kinder sind die Tiere meistens ein Vaterersatz und in den Totemkulten ist der Totem der Vater des Stammes. (Vgl. Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben, Ges. Schriften, Bd. VIII, und Totem und Tabu, Ges. Schriften, Bd. X.) Doch vollzieht sich die Wiederkehr des Verdrängten, der primitiven Vorstellung, in der Geschichte der Menschheit gerade so wie in einer Neurose, und der Mensch kommt nach und nach in den Götterbildern, an Stelle der Tiere zum Vorschein, wobei er oft vom ursprünglichen Totem nichts zurückbehalten hat als einige Merkmale, von denen das Horn das bedeutsamste ist.

III

Die magischen Hörner

Hier müssen wir noch einmal auf die Abhandlung von Scheftelowitz zurückgreifen. Im VII. Kapitel (S. 474 ff.) über „Hornamulette zur Abwehr von dämonischen Einflüssen und zur Überwindung feindlicher Angriffe", schreibt er:

„Figuren gewisser, mit natürlichen Waffen ausgestatteter Tiere, wie auch einzelne charakteristische Teile davon, dienen häufig als Abwehrmittel gegen dämonische Einflüsse, so die Hörner des Stieres, Hirsches, Widders, der Ziege, der Antilope, des Renntieres, ferner die Krallen und Zähne oder der zahnbesetzte drohende Rachen des Löwen, Tigers, Bären, Krokodils, Haifisches, Hundes, ebenso die Stoßzähne des Elefanten und Ebers. Selbst der Giftzahn und stiere Blick der Schlange, der scharfe und spitze Schnabel von Vögeln, wie Adler, Hahn, Schwan, und der Giftstachel des Skorpions, bieten Schutz vor dämonischen Angriffen."

„Figuren von Stieren und gehörnten Löwen dienen den Hindus als Schutzmittel vor dämonischen Einflüssen. Die beim Shivakult verwendeten Gebetschellen sind meist mit einem Stierbild versehen."

„Aus der ältesten ägyptischen Zeit sind uns zahlreiche Stierkopfamulette erhalten, deren Hörner häufig abwärts gekrümmt sind. Denselben Zweck hatten die in den mykenischen Schachtgräbern gefundenen Goldplättchen, welche Stierköpfe darstellten, die zwischen den Hörnern noch Doppelbeile hatten. Durch das angefügte göttliche Symbol der Doppelaxt soll die magische Wirkung des Hornes verstärkt werden. Auf dem Henkel einer Silbervase mykenischer Zeit aus Cypern sind Rinderköpfe abgebildet, die solche abwärts gekrümmte Hörnerpaare haben, wie sie auch bei den ägyptischen Amuletten vorkommen. Ebenso sind bei einem Kuhkopfamulett aus Santa Lucia die Hörner nach abwärts gebogen. In einem römischen Grabe, nahe bei der Feste Asperg, fand man neben etruskischen Schalen ein goldenes Amulett in Form eines Hornes mit einem Stierkopf, der an der Schnauze ein kleines Loch zum Anhängen hat.

Zum Schutze gegen dämonische Gewalten sind antike Lampen mit Stierfiguren versehen. Mehrere antike Amulette haben die Form zweier symmetrisch miteinander verbundener gehörnter Tierköpfe. Aber auch einen menschlichen, bärtigen Kopf mit Stier- oder Widderhörnern, sehen wir auf dem Harnisch an der Stelle des Gorgonenhauptes und am Helm. Gehörnte Mannsköpfe brachten bereits die Etrusker an Schilden an. In Griechenland werden Münzen mit dem Kopfe Alexanders des Großen, der mit Widderhörnern versehen ist, als Schutzmittel getragen. Amulette, die einen Stierkopf darstellen und aus prähistorischer Zeit stammen, wurden in Ungarn und bei Fehrbellin (Brandenburg) gefunden. Kleine, römische Stierköpfe (aus Bronze), mit einem Loch zum Aufhängen, wurden in Köln ausgegraben. In Schwaben schützt man das Haus vor Dämonen, indem man Ochsenköpfe mit Hörnern an dasselbe hängt. An dem obersten Dachraum alter Häuser im Schwarzwald, Schwaben, Franken, Westfalen und Baden sind zwecks Bannung von Gewittern, bösen Geistern und Flüchen Stierköpfe oder Roßköpfe angebracht, welche die Niedersachsen in Ornament verwandelt haben. Glaubt man in Esthland, daß etwas im Hause bezaubert sei, so läßt man alle Geräte von einem Stier anstarren. Stierschädel mit Hörnern finden sich nicht selten an prähistorischen Wohnplätzen in der Art zugerichtet, daß man daran denken darf, sie seien zum Anheften etwa an einer Hütte bestimmt gewesen. Solche Stücke wurden in bronzezeitlichen Pfahlbauten gefunden. Die alten Pfahlbauten der Schweiz ergaben einfache Hörnerpaare."

„Das Horn als der wesentliche Teil des Tierkopfes ist in allen Erdteilen, wo gehörnte Tiere vorkommen, also in Europa, Asien, Afrika und Amerika ein sehr verbreitetes Amulett. In alten bergischen Häusern sind zum Zwecke der Abwehr von Unheil häufig Hornfiguren angebracht. Vereinzelte Reste von diesem uralten Brauch haben sich auch in Sachsen erhalten. In Böhmen schützt das Horn des Ziegenbockes das Haus vor Ratten und Mäusen. Im achtzehnten Jahrhundert waren die Giebelbretter bei Augustenburg (auf Alsen) noch wie Ochsenhörner geformt, ‚ähnlich den jetzigen auf der dänischen Insel Lolland'. Sie erinnern am bestimmtesten an das altsächsische *hornseli* in Heljand, das angelsächsische *hornreced*, das Hirschdach, im Beowulf und an den Herrscherpalast, der *heorot*, d. i. ‚Hirsch' hieß. In Italien sind vor dem Eingang des Hauses und in Schlafzimmern häufig Ochsenhörner als Amulette aufgehängt. Auf einer antiken Stehlampe, die sich im Museum zu Neapel befindet, sind neben dem Skorpion noch zwei Stierhörner zwecks Verscheuchung von Dämonen abgebildet. Im heutigen Italien sind Hörner und Hornbilder ein gewöhnliches Amulett, welches man um den Hals oder an der Uhrkette trägt. Auch Ohr- und Fingerringe sind mit Hornfiguren versehen. Der Italiener, der einen bösen Blick fürchtet, ergreift ein Horn und wendet dessen Spitze nach der Richtung, woher das Unheil kommen soll. Der unsichtbare Dämon wird hiedurch gleichsam niedergestoßen. Der Neapolitaner glaubt schon durch das Aussprechen des Wortes *corno* (Horn) die Dämonen zu bannen. Infolge dieser, dem Horne innewohnender Kräfte wurde es sehr viel zu Heilzwecken verwendet, besonders das Horn der Gazelle *(cornu bubalum)* und das Hirschhorn, indem es zu Asche verbrannt wurde, vgl. Plinius (H. N., XXVIII, 177): *dentes mobiles con-*

firmat cervini cornus cinis. (Die Asche des Hirschhornes befestigt lockere Zähne.)"

„Die etruskischen Aschenurnen waren häufig mit Hörnern versehen, um die Dämonen davon fernzuhalten. Das Gorgonenhaupt wurde im Altertum noch zur Verstärkung der Wirkung mit Hörnern verziert. Gerade unter den kretischen Funden sind kleine Hörneramulette aus Bronzeblech aufgedeckt, ferner auch zahlreiche gehörnte Geräte. Ein Hörnerpaar aus bemaltem Ton wurde in der Höhle von Patso (Kreta) gefunden. Stierhörner, mit einem Doppelbeile versehen, kommen auf einer mykenischen Vase von Kypros und auf einem Tonsarge aus Palaikastro (Kreta) vor. Mit Hilfe von Tierhörnern wenden die heutigen Albaner und Türken dämonische Einflüsse ab. Das Hörneramulett ist auch in Malta, Spanien und Portugal verbreitet. In manchen Gegenden Portugals sind zur Abwehr des bösen Blickes Ochsenhörner auf Stangen befestigt."

„Hornförmige Ansätze an Tongefäßen sind in Časlau (Böhmen) ausgegraben worden. Bereits die Bronzezeit der Terramare (im westlichen Oberitalien) kennt Doppelhörner als ‚symbolische Aufsätze von Schalenhenkeln'. Altgriechische Gefäße haben neben den Henkeln zuweilen zwei Hörner."

„In Deutschland diente das Horn, wie bereits oben erwähnt ist, vor allem zum Schutze des Hauses vor Dämonen. Nach isländischem Volksglauben fürchten sich Gespenster und sonstige Dämonen vor einem Widderhorn, wenn es verbrannt wird, und Schlaflosigkeit glaubt man in Island dadurch heilen zu können, daß man einem solchen Leidenden ein Ziegenhorn unter den Kopf legt. Dieses Hornamulett ist auch in den jüdischen Volksbrauch übergegangen, wo es die Krankheitsdämonen verscheucht. So heißt es in einem jüdischen Werke, das um 1700 verfaßt ist, ‚Schreit ein Kind unaufhörlich, so lege man unter sein Kopfkissen das Horn einer Ziege, wodurch es zu weinen aufhört. Eine schwangere Frau, die schwere Geburtswehen hat, möge in ihrer Hand das rechte Horn einer Ziege halten, dann wird sie leicht gebären'."

„Auch in den verschiedenen Gegenden Asiens treffen wir das Hornamulett an. In Kleinasien werden hölzerne Hörner an die Mützen der Kinder genäht, wodurch sie vor Dämonen geschützt sind. Im älteren Persien wird ein mit Widderhörnern verzierter Stuhl erwähnt, den der König Kai Kāōs dem Heros Rustem schenkt."

„Das Horn der Gazelle verscheucht in Indien die Xetriya-Krankheit, und als wirksames Schutzmittel vor Dämonen galt das Satavara-Amulett mit seinen zwei Hörnern. Hörner von Schafböcken zieren die Heiligengräber in Turkestan, wodurch die Leichendämonen ferngehalten werden sollen. Aus demselben Grunde sind bei den Alfuren (im Malaiischen Archipel) die Dächer der Totenhäuschen, worin die Gebeine beigesetzt werden, mit zwei Stierhornfiguren versehen. Der Bergstamm der Khassia errichtet vor den Denksäulen ausgezeichneter Verstorbener Holzgerüste, die mit Stierhörnern ausgestattet sind. Bei den Bergstämmen von Assam wird nach einem Begräbnis am Rande des Dorfes ein Pfahlwerk aus gabelförmigen Stöcken errichtet, woran Büffelhörner befestigt werden. In Flores steht auf dem Grabe eines vornehmen Mannes ein

Bambusstock, der mit Hörnern und Karbauenschädeln behängt ist. Hörneramulette trifft man ferner an bei den Jakuten, Malaien und den Kachyen (an der Grenze von China und Birma). Auch japanische und chinesische Fratzen, die als Abwehrmittel gegen die Dämonen gelten, sind gewöhnlich mit Hörnern versehen."

„Der Glaube, daß das Horn ein vortreffliches Schutzmittel gegen dämonische Mächte sei, ist besonders in ganz Afrika verbreitet. Hornartige Amulette, die man sich um den Hals band, sind bereits in altägyptischen Gräbern gefunden. Eine altägyptische Vase ist in Gestalt einer knienden Frau gebildet, die in ihrer Hand ein Horn hat. Das Horn als Abwehrmittel ist in Algerien in Gebrauch, ferner werden bei den Loango, Wanjoro und Bari (am oberen Nil) Hörner als Amulette getragen. In Ostafrika wird zu diesem Zwecke besonders das Antilopenhorn verwendet. Der Fetischdoktor an der Loangoküste trägt eine gehörnte Maske, wenn er die in Wäldern hausenden Dämonen vertreibt. Im Südosten Deutsch-Afrikas bilden Tierhörner die Schutzmittel gegen Verzauberung und Krankheit. Bei den Eweern (Togo) trägt jeder Fürst folgende Amulette bei sich: an der Brust hängen Büffel- und Widderhörner, während das Kleid ringsherum mit Glöckchen besetzt ist. Der Ewe-Neger hängt sich zwei Hörner des kleinen Springbockes als Amulett um, wenn er auf Reisen geht. Diese Hörner bewirken, daß er gute Geschäfte macht. Übrigens ist das Ziegenhorn in Verbindung mit verknoteten Stricken ein wirksames Schutzmittel bei diesen Ewe-Negern. Die Togo-Frauen tragen Hörner als Haartracht, ebenso die Männer der Wabuma (oberhalb Stanley Pool). Die Yolof in Westafrika betrachten das Widderhorn als Fetisch. Will der Eingeborene von Zentralafrika seinen Feind vernichten, so vergräbt er ein Horn unter Aussprechung von Verwünschungsformeln. In Kamerun und M'Pangwe werden Antilopenhörner als Schutzmittel gegen Krankheiten und sonstige schlimme Einflüsse getragen. Hornamulette, die an die Haare gehängt werden, kommen bei den Hottentotten vor."

„Bei den Indianern der Vereinigten Staaten Amerikas werden Hörner und Krallen von wilden Tieren als Amulette verwendet. Zu demselben Zwecke tragen die Chipewyan-Indianer (Nordamerika) Hörner und Zähne auf ihrem Körper. Als Schutzmittel gegen Krankheiten trägt der Shoshone-Indianer Büffelhörner. Die Gros Ventre-Indianer haben bei einem religiösen Tanz ein Ziegenhorn in der Hand, womit sie jeden in der Nähe weilenden Menschen stechen und kratzen. Die Indianer von Neumexiko rüsten sich, wenn sie in den Krieg ziehen, mit den Köpfen und Hörnern wilder Tiere aus. Das Hornamulett diente also zur Überwindung feindlicher Angriffe und zur Abwehr von dämonischen Einflüssen."

„Die gleiche Verwendung wie die Hörner hat auch das Geweih des Hirsches und des Renntieres seit den ältesten Zeiten gefunden. Antike Hirschgeweihamulette sind bei Vindonissa (Schweiz) und in bajuvarischen Gräbern aufgefunden. In Frankreich herrscht der Volksglaube, daß ein Stück Hirschgeweih vor Zauberei und Krankheit schütze. Auch in Süditalien, Andalusien und Persien wird das Hirschgeweih für ein Abwehrmittel gegen Unheil gehalten. In Nor-

wegen glaubt man, daß ein Stück Renntiergeweih die bösen Geister fernhält. Die Vorstellung scheint bereits in der prähistorischen Renntierzeit geherrscht zu haben. So sind aus jener Zeit viele Fragmente von Renntiergeweih erhalten, die als Amulette gedient haben, deren magische Wirkung noch durch Fischzeichnungen verstärkt wurden. Nach dem Glauben der Ureinwohner Brasiliens wird der Biß einer Giftschlange unschädlich gemacht, indem man ein Stück Rehgeweih, das man geröstet hat, auf die Wunde bindet. Bei den Dajaks (Borneo) wird das Hirschgeweih als Amulett verwendet."

Dieses lange Zitat war unvermeidlich, um die ungeheure Verbreitung des Horns, nicht nur als Heldensymbol, sondern auch als „magische Waffe" zu zeigen. Es geht daraus hervor, daß auch das magische Horn ein „ewig menschliches" Symbol ist, das ungefähr allen Ländern und allen Zeiten angehört.

Die Frage drängt sich uns auf: warum? Worin besteht die magische Eigenschaft, die der Mensch dem Horne zuschreibt?

Sie ist unzweifelhaft gleicher Natur wie die des heroischen Horns. Die heroischen Hörner auf der Stirne der Götter, der Könige, sind die Insignien ihrer Macht. Das kleine Korallenhorn an der Uhrkette des Neapolitaners ist auch ein Abzeichen der Macht. Es ist aber, sozusagen, degradiert, es ist nicht mehr, wie bei den gehörnten Göttern, ein Teil ihres Körpers, ihrer Person, ihres Wesens, sondern es entspricht gewissermaßen einer Trophäe — von der mächtigen Gesamtheit eines anderen höheren Wesens abgelöst, dem man auf diese Weise seine Eigenschaften, seine Kraft geraubt hat, um diese nun für sich selbst zu haben. Dies kommt noch viel deutlicher zutage, wenn die Amulette nicht mittels eines anderen Materials — wie Gold oder Koralle — imitierte Tierhörner darstellen, sondern schlechthin Tiertrophäen sind, wie z. B. die Hörner des Büffels oder des Widders, wie sie bei den Ewe in Togo jeder Negerprinz trägt, oder die Hörner des Ochsen, die in Italien am Tore des Hauses oder im Schlafzimmer angebracht werden.

*

Die Menschen aller Zeiten und aller Länder haben nicht Hörner allein als Amulette besessen, obwohl die große Bedeutung dieses „Fetischs" für die Menschheit nicht abzusprechen ist. Alle möglichen Gegenstände dienten und dienen noch der magischen Verwendung, das Unglück abzuwenden. In seiner interessanten Arbeit über den bösen Blick (Der böse Blick, Berlin 1916) zählt Seligmann den Dreizack, den Schlüssel, das Hufeisen, die Sichel des Mondes, den Nagel eines Tieres, den Zahn, eine Münze, den

Meteorstein, die Form des Auges, die Mandragorawurzel, die Lilie, den Holzschuh und noch viele andere Gegenstände als Amulette auf. Aber aus dieser Aufzählung Seligmanns geht hervor, daß vor allem drei Amulettarten bei den Menschen sehr in Gunst stehen: die Hand, das Horn und der Phallus.

Seligmann schreibt (Bd. II, S. 188):

„Der Phallus oder das männliche Glied war im Altertum ein Hauptmittel gegen die Faszination und wurde deswegen von den Römern auch *fascinum* genannt. Es ist wohl kein Gegenstand so häufig bei fast allen Völkern der Erde dargestellt worden, wie der Phallus, und deshalb müssen wir uns um so mehr davor hüten, in jedem Bilde desselben auch ein Schutzmittel sehen zu wollen."

Demnach teilt der Phallus das Schicksal des Hornes: ebenso wie es heroische und magische Hörner gibt, gibt es heroische Phalli, Merkmale oder Vertreter der größten Götter, wie z. B. Lingam, der auf dem Berge Meru (Seligmann, Bd. II, S. 189) in Indien, in engem Zusammenhang mit dem Shivakult, angebetet wird, und auch magische Phalli, wie z. B. die zahlreichen Phalli, die bei italienischen Ausgrabungen gefunden worden sind und als Amulette getragen wurden.

„Der Glaube" — schreibt Seligmann (Bd. II, S. 202) — „an die schützende Kraft des Phallus ist noch nicht ausgestorben. Man verkauft sie in großen Mengen in Neapel, alle ithyphallisch, manchmal geflügelt oder von einer Schlange umgeben, und fast alle mit einem Ring zum Anhängen versehen. Man befestigt sie gegen die *jettatura* an die Schultern der Kinder, und in Sizilien, Syrien und auf den Cycladen, hängt man sie um den Hals. Im italienischen Argot heißt der Phallus *corno*."

Dies bringt uns unserem Thema näher. Wir wissen, daß die Sprache oft tiefere Zusammenhänge aufdeckt, die im Unbewußten zwischen den Dingen bestehen, und wir haben bereits geahnt, daß zwischen dem Phallus und dem Horn auch solch ein Zusammenhang vorliegen muß.

Dieser Zusammenhang stützt sich vor allem auf physiologische Tatsachen. Gewiß gibt es auch weibliche Tiere, die Hörner haben, wie z. B. die Kuh, die Ziege, doch sind die stark entwickelten Hörner in der Tierwelt immerhin Merkmale des männlichen Geschlechtes. Die Kuh hat viel kleinere Hörner als der Stier und die Hirschkuh kann sich in dieser Beziehung nicht mit dem Hirsch vergleichen.

Es überrascht uns gar nicht, daß das Unbewußte des Menschen, das ohnehin so dazu neigt, sich aller Gegenstände als Symbole, vor allem als Sexualsymbole zu bedienen, in dem Horn, dem mächtigen Merkmal der

Männlichkeit, ein Phallussymbol gesehen hat, von dem alle Kraft herrührt. Gewisse alte römische Amulette drücken diese Symbolik sogar direkt nach der Art des Unbewußten aus, nämlich durch Nebeneinanderstellung. Seligmann reproduziert ein solches Amulett (Fig. 60), einen Stierkopf (nach Knight, Worship of Priapus, Fig. 3, 2), der oben Hörner und unten zwei Phalli trägt.

Wenn die Hand mit dem Phallus und dem Horn die Ehre teilt, eines der drei Hauptamulette der Menschen zu sein, so verdankt sie dies ihrer auserwählten symbolischen, phallischen Bedeutung, die niemandem, der mit der Psychoanalyse vertraut ist, erst näher erklärt werden muß. Die verschiedenen Stellungen der Hand, die wir auf den Amuletten finden, sind gerade für die Frage der Hörner äußerst lehrreich. Es gibt drei Hauptstellungen: die ausgestreckte Hand, häufiges Amulett bei den Mohammedanern (Seligmann, II, S. 68), die *mano cornuta* der Italiener (bei welcher der Zeigefinger und der kleine Finger die Hörner bilden) und die *mano fica* (bei welcher der Daumen zwischen den Zeigefinger und den Mittelfinger der geschlossenen Hand gesteckt wird). Um den bösen Blick zu bannen, macht man mit der eigenen Hand entweder den Gestus der *mano cornuta* oder den der *mano fica*. Der Gestus der *mano fica* stellt symbolisch die Vereinigung der beiden Geschlechter dar und daher kommt es auch, daß sie bald die Bedeutung einer Beleidigung, bald die der Abwehr des bösen Blickes hat: d. h. sie hat immer die Bedeutung einer gegen jemand gerichteten Machthandlung, sei es zum Angriff oder sei es zur Verteidigung. Der Gestus der *mano fica* scheint noch mehr verbreitet zu sein als der der *mano cornuta* (Seligmann widmet dem ersteren jedenfalls mehr Seiten, *mano cornuta*, II, S. 136, *mano fica*, II, S. 184 ff.), vielleicht weil er unverblümter sexuell ist als der der *mano cornuta*. Dieser Gestus ist bei den Italienern, Franzosen, Spaniern, Engländern, Ungarn, Polen usw. gebräuchlich; er wurde schon im Mittelalter gemacht und die Ausgrabungen in Italien haben uns häufig Amulette geliefert, die auf der einen Seite einen erigierten Phallus und auf der anderen, ganz symmetrisch, eine *mano fica* trugen und in der Mitte, zwischen den beiden, noch einen kleinen Phallus (Seligmann, Fig. 178).

Bei diesen letzteren Arten von Amuletten zeigt uns die Nebeneinanderstellung der *mano fica* und des Phallus das, was wir bereits wußten, die enge symbolische Verwandtschaft der Hand mit dem Phallus. Bei der einfachen *mano fica* stellt der Daumen den Phallus vor, wie bei der einfachen *mano cornuta* der Zeigefinger und der Daumen die Hörner vor-

stellen. Es scheint, daß die Hand bei der *mano cornuta* die Rolle des *tertium comparationis* zwischen dem Horn und dem Phallus spielt und dazu beiträgt, den Zusammenhang zwischen beiden herzustellen.

Mit einem Wort, der symbolisch-phallische Sinn der Hörner scheint ein allgemeiner zu sein. Als Wahrzeichen der männlichen Macht schützen bei vielen Völkern die Hörner das Haus und schmücken die Stirne der größten Götter. Und eben diese symbolisch-phallische Bedeutung schafft die heroischen und die magischen Hörner.

Dieselben Gegenstände können einmal heilig, einmal magisch und einmal obszön sein. Seligmann (II, S. 193) macht darauf aufmerksam, wie schwer es manchmal sei festzustellen, ob ein Gegenstand die eine oder andere der drei Bedeutungen habe. Es versteht sich von selbst, daß der Phallus einmal heilig, einmal magisch und einmal obszön sein kann; auch die Hand — dem Phallus nahe verwandt (sogar in der Wirklichkeit, durch die Zusammengehörigkeit bei der Masturbation) — kann diese drei Charaktere annehmen: heroisch, wenn sie die bewaffnete Kraft, die Macht symbolisiert (vgl. Seligmann, Fig. 148, eine Hand, die Standarte einer römischen Legion überragend), magisch, wenn sie durch ihr Fluidum den bösen Blick, die schädlichen Einflüsse bannt; obszön in gewissen Gesten — in denselben, die sonst „magisch" sind (z. B. *mano fica*, Rückkehr zum primitiven Sinn). Wir haben gesehen, daß das Horn heroisch oder magisch sein kann — sein obszöner Charakter kommt weniger zum Ausdruck. Und dennoch kann der Gestus des mit der Hand gemachten Hornes, gerade so wie der der *mano fica*, obszön erscheinen, besonders wenn — wie Storfer behauptet — es eine Anspielung auf die Hörner eines betrogenen Ehemannes vorstellen soll. In diesem Gestus liegt aber weniger Obszönität als Ironie. Wir müssen uns allerdings noch etwas gedulden, bevor wir den Versuch machen können, dieses Problem zu lösen.

*

Zum Abschluß dieses Kapitels über die magischen Hörner möchten wir noch einige Worte über die Magie im allgemeinen sagen.

Freud hat uns in „Totem und Tabu" den animistischen Mechanismus der Magie, die „Allmacht der Gedanken", die Projektion der eigenen Wünsche, an die der Primitive glaubt, gezeigt. Alle magischen Praktiken, die heute noch im Volksaberglauben erhalten geblieben sind, sind Überreste jener fernen Zeit.

Aber diese alten Bildungen leben heute noch in jedem unserer Kinder. Unsere Kinder — jedes zu seiner Zeit — glauben an Feen, an ihre Zauberstäbchen, mit denen sie sich, in ihrer Einbildung, selbst ausstatten. Der Zauberstab des Zauberers oder der Fee ist eigentlich dasselbe, was wir hinter dem Symbol der Hand und des Hornes entdeckt haben: der allmächtige Phallus, der Schöpfer alles Lebenden.

Die Magie ist in der Tat sehr nahe mit der Erotik verwandt. Während der Wilde und das kleine Kind an die Allmacht ihres Gedankens, an seine Fähigkeit, die Welt neu zu erschaffen oder sie umzuwandeln, glaubt, muß der zivilisierte Erwachsene, leider, diese Illusion aufgeben. Es gibt jedoch ein Gebiet, auf dem er sich, mit vollem Recht, weiterhin allmächtig, schöpferisch fühlt, sogar wenn es diese magische Macht verwendet — und das ist die Erotik. Denn der Mensch fühlt, daß die Magie, die Fähigkeit, die Welt neu zu erschaffen, sie umzuwandeln, in der in ihm steckenden schöpferischen Kraft liegt. Die erotische Funktion ist die einzige aller unserer Funktionen, die uns die innere Empfindung des Feenhaften, des Zauberhaften verleiht. Und nur durch den Beitrag, den die Erotik ihr liefert, erhält die Ernährungsfunktion ihren magischen Anstrich, wie z. B. in den Märchen, in denen die Königin durch den Genuß einer bestimmten Frucht befruchtet wird; die Tatsache der Nahrungszufuhr allein wird noch nicht als „magisch“ empfunden.

Und ist die Erotik bis in die Tiefe unseres Körpers nicht eigentlich die Magie? Wir essen, verdauen, schlafen, haben unsere Absonderungen und dabei beherrscht eine dunkle Regung unseren Körper, eine Art von nervöser Erregung, die wir meistens nicht begreifen können: es ist die Kraft, die erotische Spannung. Und wenn in unserem Körper, der so friedlich schien, das sexuelle Verlangen deutlicher zutage tritt, haben wir das Gefühl, als hätten sich unsere Zellen umgewandelt; und die Befriedigung unseres sexuellen Verlangens, der Orgasmus, erscheint wirklich wie ein magischer Vorgang, der unseren Körper in eine ganz andere Substanz verwandelt, die uns, einen Augenblick vorher, noch unbekannt war. Alles, was mit Liebe, mit dem geliebten Objekt, das uns bezaubert, zusammenhängt, hatte von jeher den Charakter des „Magischen“.

Obwohl jede Funktion, jedes Organ, jeder Körperteil durch die flottierende Libido „erotisiert“ werden kann, ist es nicht zu übersehen, daß jedes Organ, jeder Körperteil, außer der magisch wirkenden libidinösen Funktion, in dessen Dienst er sich stellen kann, auch eine Funktion für sich hat.

Der Magen ist gewiß zur Verdauung bestimmt, obwohl er eines jener

Organe ist, das die Konversionshysterie bevorzugt. Die Hand ist gewiß die Hand an sich und gleichzeitig ein Phallussymbol. Man könnte an dieser Stelle an das psychoanalytische Scherzwort erinnern: „Das Flugzeug ist ein Sexualsymbol, aber man kann damit auch von Wien nach München fliegen." Die Hand ist dazu da, die Gegenstände zu fassen, Substanzen zu formen und Waffen zu halten; desgleichen sind das Horn, das Auge an sich auch Waffen der Macht; und wenn wir uns im Kampfe befinden, so haben die Hand, die die Lanze oder das Schwert hält, das Horn, das schlägt und niederstößt, das Auge, das den Feind erblickt und den Stoß lenkt, ihren Wert an sich. Und noch viel mehr Anspruch darauf hat der Kopf, der Behälter des Gehirns, der die Hand, das Auge und das Horn lenkt. Man muß aber einen Unterschied machen zwischen der Kraft und der Funktion, die jedem Glied, jedem Organ innewohnt und der symbolischen Kraft, die entweder durch eine wirkliche oder eingebildete Verschiebung der Libido auf dieses Organ demselben zugeschrieben wird. Das Köpfen erscheint in den Träumen, trotz des unleugbaren Wertes, den der Kopf als Körperteil an sich vorstellt, dennoch als Kastrationssymbol; der Kopf wird im Traum dem Penis gleichgestellt. Jedes Organ, jeder Körperteil und sei er noch so sehr berechtigt, seine Autonomie zu beanspruchen, ist für einen solchen Libidozuschuß empfänglich, und unzweifelhaft bildet diese Tatsache die Grundlage zur Sexualsymbolik verschiedener Körperteile. Durch diesen Zuschuß wächst die diesem Organ, diesem Gliede, diesem Körperteil innewohnende Kraft in der Einbildung des Menschen, bis sie — bewußt oder unbewußt — einen übernatürlichen, magischen Wert erwirbt, und das Organ, das Glied, der Körperteil fängt an, außer seiner eigenen Funktion noch eine andere, von der Erotik herrührende Funktion darzustellen.

Diese, dem einen oder anderen Körperteil zugeteilte libidinöse Funktion tritt um so klarer hervor, je weniger eigene Kraft der in der Vorstellung erotisierte Körperteil an sich besitzt und je mehr Kraft er durch die ihm hinzugefügte Symbolik erwirbt. Dies gilt z. B. für das Haar. Es ist sicher, daß die Stärke eines Menschen nichts mit seinem Haar zu tun hat; das wußten die Römer, ein überaus männliches Volk, und rasierten sich ohne Bedenken Bart und Kopfhaar (wie heute die Amerikaner). Das Unbewußte des Menschen hat jedoch den Mythus von Simson geschaffen, der in der Folklore nicht ganz allein dasteht. Durch Dalilah wurde ihm die Kraft mit seinem Haar genommen. Dies ließe sich nur durch die unbewußte „Verschiebung" der männlichen, phallischen Kraft auf das Haar erklären;

anderseits ist es bekannt, daß die alten germanischen Recken ihr langes Haar als heilig betrachteten, und wenn Simson mit seinem Haar seine Kraft verliert, so will das bedeuten, daß sein Haar symbolisch eigentlich sein Phallus ist. Und nun nähern wir uns dem neuen Gegenstand, mit dem wir uns befassen wollen.

IV
Die Kriegstrophäen

Wir finden bei den unzähligen Volksstämmen, bei denen der Brauch bestanden hat oder vielleicht noch besteht, dem Körper ihrer besiegten Feinde Trophäen abzunehmen, drei Hauptarten von Trophäen, die mit den drei häufigsten Amulettarten übereinstimmen: den Phallus, die Hand und — da der Mensch von Natur aus kein Horntier ist — an Stelle der Hörner den Kopf — oder das Haar.

Von den Assyriern wissen wir zum Beispiel, daß sie „die Köpfe abschnitten, während die Ägypter Hände und Phalli vorzogen und die amerikanischen Indianer Skalpe".[1] Doch wollen wir uns nicht bei den alten Völkern aufhalten, wir sind durchaus nicht darauf angewiesen, unsere Beispiele aus dem grauesten Altertum hervorzuholen.

In ganz Ostafrika und zum großen Teile auch in Nordafrika sind die phallischen Trophäen erhalten geblieben und die Bemühungen der Kolonisierung haben in vielen Gebieten diese alte Sitte nur schwer bekämpfen können. Um uns zu überzeugen, genügt es zu lesen, was Stoll[2] darüber schreibt; es sind übrigens Tatsachen, die während des italienischen Feldzuges in Abessinien allgemein bekannt waren:

„Die Verstümmelung erstreckt sich bei gewissen afrikanischen Völkern auf die gesamten männlichen Genitalien, die radikal amputiert werden, und zwar nicht erst beim getöteten, sondern auch beim noch lebenden, überwundenen Feind. Diese Art der Kastration war früher auch in der Kriegführung der bekanntlich christlichen Abessinier allgemein üblich, und Herr A. Ilg erzählt mir, daß noch im letzten italienisch-abessinischen Kriege in der Schlacht von

---

1) Olmstead: History of Assyria, S. 646. New York-London 1923.
2) Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. Leipzig 1908.

Adua viele Italiener in dieser Weise durch die Radikalamputation ihrer Genitalien kastriert worden sind. Viele davon blieben am Leben und Ilg sah sie noch jahrelang nach der Schlacht in Abessinien, wo sie geblieben waren. Kaiser Menelik verbot zwar die Kastration als Kriegssitte strikte, sie wird aber dennoch auch jetzt (1908) praktiziert, und zwar auch außerhalb des Krieges. So erzählt mir Herr Ilg, daß ein abessinischer General, der seine Bauern hart drückte, von diesen kastriert wurde, da sie ihn nicht zu töten wagten. Die von den Abessiniern als Kriegstrophäen amputierten Genitalien, Skrotum und Penis, werden geschunden, indem man die Haut davon abzieht, sie aufbläst und ausstopft, um sie dann als Trophäen am Halse der Reitpferde anzubringen oder im Innern der Häuser über der Tür aufzuhängen. In einem abessinischen Hause sah Ilg nicht weniger als vierundzwanzig solcher präparierter Genitalien."

Stoll berichtet sodann auf den folgenden Seiten, daß die Kriegskastration bei den Galla, Nachbarn der Abessinier, noch gebräuchlich ist (1908). Und er zeigt an Hand auch von weiteren, andere benachbarte Stämme betreffenden Beispielen, daß diese Art von Trophäen dem Krieger, der sie errungen hatte, Achtung verschaffte, Achtung von seiten des Häuptlings und der Schönen, denen er sie als das wertvollste Hochzeitsgeschenk, als Halsketten, anbot. Die Achtung steigt mit der Anzahl der Trophäen.

Anderseits haben wir in Frankreich alle während des Riffeldzuges gegen Abd-el-Krim davon sprechen gehört, daß die Truppen Abd-el-Krims die französischen Gefangenen kastrierten. Die französischen Soldaten fürchteten die Gefangennahme wegen des fürchterlichen Schicksals, das ihnen die Riffbewohner bereiteten, indem sie der Hinrichtung alle möglichen Torturen und Verstümmlungen, von denen die Kastration die beliebteste war, vorausschickten. Alle Offiziere der marokkanischen Armee können dies bezeugen.

An einer anderen Stelle (S. 987) schreibt aber Stoll:

„Die klassischen Gebiete für die gewaltsame, gegen den Willen des Betroffenen durchgeführte Kastration sind von uralter Zeit her Asien und die Länder von Nordostafrika gewesen: kein einziger ethnischer Fall von blutiger Entmannung an Lebenden ist aus Amerika, Australien und Polynesien bekannt geworden, trotzdem in diesen Gegenden die Genitalien ebenfalls der Gegenstand zahlreicher chirurgischer Eingriffe geworden sind und trotzdem wir für Amerika in den Mujerados der Pueblo-Indianer einen eigentümlichen Fall absichtlicher, aber unblutiger Entmannung kennen gelernt haben."

Alle Angaben stimmen in einem Punkte überein: bei den Indianern von Südamerika, bei denen Kopftrophäen üblich waren, und bei denen von Nordamerika — so berühmt wegen ihres sonderbaren Brauches des Skalpierens (ein Brauch, der sie übrigens vor dem Vorwurf der weiblichen Sanftheit schützt) — scheint im allgemeinen das Amputieren von

Phallustrophäen weder an Lebenden noch an Toten vorgenommen worden zu sein. Georg Friederici schreibt in seiner schönen Dissertation, „Skalpieren und ähnliche Kriegsgebräuche der Indianer", S. 74 (Braunschweig 1906) folgendes:

„Diese Sorte Trophäen (die Genitalien) . . . findet sich unter den Eingeborenen Amerikas so gut wie gar nicht. Von solchen Zuständen wie in Afrika, wo der Gallajüngling ohne die Überreichung einer solchen Trophäe nicht hoffen konnte das Jawort seiner Geliebten zu erlangen, wo man in Ermanglung von Feinden in der Verlegenheit Esel für diesen Zweck kastrierte, wo sich die Frauen Hals und Arme damit schmückten und wo sie bei Paraden und feierlichen Einzügen zur Schau getragen wurden, von solchen Zuständen ist in ganz Amerika keine Spur. Es ist überhaupt fraglich, ob Genitalia bei den Indianern in einem einzigen Falle als wirkliche Trophäen aufgetreten sind. Mißhandlung und Abschneidung der Geschlechtsteile war eine regelmäßige Begleiterscheinung der Leichenverstümmlung und der Tortur, denen sich nach den übereinstimmenden Zeugnissen mit ganz besonderer Vorliebe die Weiber hingaben; als Siegeszeichen galten solche abgeschnittene Stücke aber nicht. Die Frauen trieben Spott und Kurzweil mit ihnen, hingen sie ihren Hunden um den Hals und jagten diese unter Lachen und schlüpfrigen Scherzworten vor sich her."

Alle diese Angaben geben uns zu denken. Es ist allerdings sonderbar, daß die phallischen Trophäen gerade dort fehlen, wo die Kopftrophäen — ganze Köpfe oder Skalpe — in hohen Ehren stehen und daß, wenn in dieser Gegend Toten oder Gefangenen dennoch die Geschlechtsteile abgeschnitten werden, diese nicht mehr als heroische Trophäen behandelt werden, sondern dem Spotte anheimfallen. Man könnte sagen, um sich analytisch auszudrücken, daß die Libidobesetzung von ihnen zum großen Teile zurückgezogen worden ist, zugunsten des Kopfes, der dadurch zur Trophäe wird, auf der nun bei diesen Völkern die ganze Kraft des Akzentes ruht.

Nicht nur die amerikanischen Indianer, sondern alle jene Völker, die Kopftrophäen verehren, scheinen die Genitaltrophäen vernachlässigt, ihnen einen mehr oder weniger bedeutungslosen Platz eingeräumt zu haben. Wir haben bereits gesehen, daß die Assyrier Köpfe abschnitten, während die Ägypter Phalli und Hände abschnitten und die Marind-Anim, z. B., auf Neu-Guinea,[1] — große Kopfjäger bis zum Jahre 1913, in dem die holländische Regierung ihren Beutezügen ein Ende machte — legten nur auf diese eine Trophäe Gewicht, sowie auch die Dayaks von Borneo.

Unseren Feststellungen stehen vielleicht irgendwo auch Ausnahmen gegen-

1) Wirz: Die Marind-Anim. Hamburg 1922—1925.

über, doch kennen wir sie nicht, und es scheinen im allgemeinen die Kopf- und Phallustrophäen miteinander zu vikariieren.

Was mag wohl die Ursache sein dieses Gleichgewichtes zwischen der Bedeutung der kriegerischen Ehre, die einmal der Phallustrophäe und das andere Mal der Kopftrophäe bei den verschiedenen Völkern zugeschrieben wird? Wie kommt es, daß, was die eine an Ehre verliert, die andere regelmäßig gewinnt, wie wenn eine einzige und gleiche Menge von Ehre nicht gleichzeitig mehreren menschlichen Körperteilen zuteil werden könne und daher einmal dem einen und einmal dem anderen Körperteil zuteil werden müsse?

Wir haben hier, so scheint es mir, ein schönes Beispiel von Libidoverschiebung vom Unterkörper auf den Oberkörper. Dieser Prozeß — klassisch in den Erscheinungen der Konversionshysterie, häufig sowohl in den individuellen Träumen als auch in den kollektiven Mythen — kann nun hier auf einer ethnologischen Stufe beobachtet werden.

Die Kopftrophäe scheint ein Fortschritt gegenüber der Genitaltrophäe zu sein, zuzuschreiben einem zivilisatorischen Vorgang, einer Art von „Sublimierung". Während die Phallustrophäe häufig bei Völkern, wo sie in Blüte ist, von der Handtrophäe begleitet auftritt, ohne jedoch jemals von dieser ersetzt zu werden (alte Ägypter, Soldaten des Abd-el-krim), beansprucht die Kopftrophäe dort, wo sie vorkommt, fast die ganze Ehre für sich allein. Das kommt daher, weil die Hand, ein einfaches Organ des Handelns, weniger „sublimiert" ist als der Kopf. Der Kopf, Träger der Sinnesorgane und des Gehirns, ist von anderer, vornehmerer Beschaffenheit, und sowohl die Primitiven als auch die Völker des Altertums haben seine innige und phylogenetische Verwandtschaft mit den libidinösen Kräften in dem Brauche der Kopftrophäen, die, wo immer sie auftauchten, an Stelle der phallischen Trophäen getreten waren, herausgefühlt. Diese Verschiebung des Akzentes vom Unterkörper auf den Oberkörper hat sich, in bezug auf Trophäen, in der Geschichte und sogar in der Urgeschichte der Menschheit, teilweise sehr früh vollzogen.

Der Brauch, den Kopf der Toten aufzubewahren[1] hat schon in den ältesten Zeiten bestanden. Als Beweis dienen die Schädel in Form von Trinkschalen, die man in den Pfahlbauten auf dem Bieler See gefunden hat und die von Herodotos erwähnten Schädel, die dieselbe Verwendung hatten: bei den Issedoniern tranken die Söhne zu feierlichen Gelegenheiten

1) Vgl. Richard Andree: Ethnographische Parallelen und Vergleiche, S. 127 ff. Artikel „Schädelkultus". (Stuttgart 1878.)

aus dem Schädel des Vaters; bei den Skythen waren es die Schädel der verhaßtesten Feinde oder diejenigen von Verwandten, mit denen man in Fehde lebte (Andree, S. 133). Der Brauch, aus Schädeln zu trinken, der, wie Friederici sagt (S. 96) überall in der gleichen Form aufgetreten war, so daß eine Beschreibung dieser Bräuche bei den Germanen Wort für Wort auf die Araukanier angewendet werden könnte, hat seine Spur in der Sprache zivilisierter Völker zurückgelassen. Das Wort *cuppa* zeugt von einer alten Verwandtschaft mit dem Wort Kopf; das moderne deutsche Wort *Schale*, bedeutete im Altdeutschen auch *Schädel*; es ist bekannt, daß das Wort „*Skaal*", mit dem die Skandinavier einander zutrinken, dasselbe Wort wie das englische „*skull*" (Schädel) ist.

Bei Herodotos finden wir, daß in dieser Hinsicht sowohl dem Vater, als auch dem Feinde oder dem Verwandten, mit dem man in Zwietracht gelebt hatte, dieselbe Behandlung zuteil wurde: man trank bei feierlichen Gelegenheiten aus den Schädeln von allen.

Der Brauch, die Schädel der Vorfahren — wenn auch nicht als Trophäen — als Gegenstand der Verehrung für die Nachkommen aufzubewahren (ein Brauch, der sich bis heute in gewissen Reliquienkulten von Heiligen und sogar in der häufigen und verbreiteten Gewohnheit, Haarlocken geliebter Toter aufzubewahren, erhalten hat) ist überall, wo er besteht, mehr oder weniger mit dem Brauch, die Schädel gefürchteter Feinde als Trophäen zu behalten, vermengt, gleichviel, ob man sie einem mächtigen Gott in Hekatomben als Sühnopfer darbrachte, wie die Azteken von Mexiko an Huitzilopochtli ihrem Kriegsgott (Friederici, S. 79), oder sie als persönliche Trophäe aufbewahrte, um sie sodann seinen Kindern als glorreiches Erbstück zu hinterlassen.

Dies ist keineswegs überraschend für uns. Hat uns doch Freud gezeigt (in „Totem und Tabu"), wie der Primitive nach dem Urmord an dem „Vater" der Urhorde von Reue gepackt sein mußte, die dazu führte, daß er einerseits durch Projektion den geliebten und gefürchteten Vater in dem Totemtier und anderseits den gehaßten Vater in jedem seiner wirklichen „Feinde" wieder auferstehen ließ. Doch war der Haß, der die herangewachsenen Söhne zum Vatermord trieb, nur die eine Seite des ambivalenten Gefühls, das sie an den Vater band, des Gefühls, das unter dem Einfluß des Schuldgefühls, in seiner positiven Komponente wiederauferstehend, den Totem geschaffen hatte. Dasselbe Gefühl mit seiner Ambivalenz ist oft auf die wirklichen Feinde übertragen worden: denken wir nur an die „Versöhnungszeremonielle", die die Wilden ihren getöteten Feinden aufführten und vor allem an die sonderbare und freundschaftliche Art, in der die Dayaks die

heimgebrachten Köpfe ihrer Feinde behandelten.[1] Der Feind hat also etwas vom Vater, ebenso wie der Vater, und zwar in höherem Maße, etwas vom Feinde an sich hat, dessen erstes Vorbild er eigentlich war.

Aus diesem Grunde sind alle vom Feinde herrührenden Trophäen, gleichviel ob Phallus, Hand, Kopf oder Skalp, gleichzeitig die mit Neid begehrte Urtrophäe, die die siegreichen Söhne nun endlich dem überwältigten Leib des Vaters entreißen konnten, dieselbe Trophäe, die schon Zeus dem Leibe Kronos und dieser dem Leibe Uranos entrissen hatte.

Daher rührt die Kraft, der Ruhm, die Ehre, die die Kriegstrophäe dem verleiht, der sie erringt. In dem totemistischen Opfer, dem gemeinsamen Mahle, bei dem man auf rituelle Weise das heilige Tier verzehrte (— sonst den lüsternen Kindern versagt —) glaubten die Primitiven, indem sie das Totemtier, die Vaterimago, verzehrten, sich gleichzeitig seine Kraft einzuverleiben, wie sie sich bei dem kannibalischen Urmahle, dessen rituelle Reproduktion das Totemmahl vorstellt, die Kraft des Vaters im Wege der Identifikation dadurch einverleibten, daß sie ihn tatsächlich verspeisten. Dieser ganze Ritus beruht auf der kontagiösen Magie. Es wäre interessant nachzuforschen, bis zu welchem Grade heute noch dieser archaische Begriff den Glauben an die organotherapeutische und endokrinologische Behandlung bestärkt. Doch die kontagiöse Magie, die Idee, daß die Kraft höherer Wesen sich uns durch den Kontakt mitteilen kann, erstreckt sich auch auf andere Formen des Kontaktes, als auf den — den innigsten — des Essenden mit dem Gegessenen. Der Besitz der Trophäe des Feindes, seines Phallus, seiner Hand oder seines Schädels, der Besitz der möglichst größten Anzahl dieser Trophäen, verleiht dem Krieger, der sie erringt, in der primitiven Vorstellung, einen dementsprechenden Zuschuß an Kraft.

Wir alle haben eigentlich in der Tiefe unseres Unbewußten Spuren dieses archaischen Gefühls bewahrt. Kommt der Weiße mit einer überwiegenden Anzahl von Wilden in Berührung, wie z. B. in den Kolonien, so fängt die Verdrängung seiner alten Triebe an nachzulassen; er gibt sich manchmal Grausamkeiten hin (man denke etwa an den bekannten Prozeß der belgischen Grausamkeiten im Kongo vor einigen Jahrzehnten) und nimmt gelegentlich sogar den Trophäenbrauch an, der bei den ihn umgebenden Wilden üblich ist.

Die Geschichte des Skalpierens in Nordamerika ist in dieser Hinsicht äußerst lehrreich. Bei Friederici können wir über die Emsigkeit lesen,

1) Freud: Totem und Tabu. (Ges. Schriften, Bd. X, S. 49.)

mit der Engländer und Franzosen, nach der Eroberung dieses Kontinents, in bezug auf die „Skalpprämien" miteinander wetteiferten. Gewisse Indianerstämme skalpierten vor dem Auftauchen der Weißen, aber nicht alle. Durch die Einführung der Skalpprämien verliehen die Weißen diesem Brauche erst den nötigen Umfang. Sie zahlten nicht nur den verbündeten Indianern Prämien, wenn diese ihnen Skalpe feindlicher oder nichtfeindlicher Indianer brachten, sondern auch häufig ihren eigenen Soldaten und viele weiße Hände haben das Skalpiermesser gehandhabt, und zwar häufig auch an Schädeln, die mit weißer Haut bedeckt waren. Im achtzehnten Jahrhundert, zur Zeit des französisch-englischen Krieges, erreichte der Brauch des Skalpierens und der Prämien seinen Höhepunkt; die Engländer überboten die Preise, die die Franzosen zahlten (nicht weil sie die grausameren, sondern weil sie die reicheren waren) und vielleicht die höchsten Prämien, die jemals angeboten wurden, zahlten die Abkömmlinge der Puritaner für die Skalpe von französischen Jesuiten, hatten ja schon ihre Vorfahren solches Vorgehen durch Beispiele, die sie der Bibel entnahmen, gerechtfertigt. Selbstverständlich haben heute die Amerikaner diese Erinnerungen „vergessen", verdrängt.

Zweifellos sprachen auch rationelle Gründe für die Förderung dieses Brauches; er begünstigte tatsächlich das Verschwinden feindlicher Stämme und trug in ausgiebiger Weise dazu bei, den amerikanischen Boden von den Eingeborenen zu säubern und ihn der weißen Zivilisation zugänglich zu machen. Es mußte aber noch etwas anderes dahinterstecken: das Erwachen der alten Triebe in den Weißen, die endlich Befriedigung finden konnten. Der weiße Pionier, der in seiner Hütte Skalpe aufhängte, war zweifellos von einem gesteigerten Machtgefühl erfüllt, ähnlich dem, das ein Rothäutiger empfinden mußte: denn darin beruht die magische Kraft, die die Trophäe dem einflößt, der sie erringt oder besitzt.

*

Obgleich die vom Körper des Feindes stammende Kriegstrophäe seither offiziell aus dem Bilde des modernen Krieges zwischen zivilisierten Völkern verschwunden ist, so ist doch ein von dem Unbewußten der Menschen herrührender unverwüstlicher Überrest geblieben. Auf dem von uns erreichten Grade der Zivilisation flößen uns Verstümmelungen einen viel größeren Abscheu ein, als ein gewöhnlicher Mord. Wir hängen, köpfen, richten ohne große Bedenken unsere Verurteilten durch den elektrischen Stuhl hin, doch unterwerfen wir sie keinen Verstümmelungen und Folter-

qualen mehr. Jeder Eingriff, gleichviel, ob es sich um den Körper eines zu Tode Verurteilten und um einen gemeinnützigen wissenschaftlichen Zweck handelt, flößt uns gewöhnlich Entsetzen ein. Bricht aber heute ein Krieg aus, so mutet dennoch sofort ein Volk dem anderen die grausamsten Verstümmelungen zu.

Vereinzelte Fälle eines Rückfalles in den Zustand der Wildheit können sicher in jeder Armee vorkommen; doch diese Fälle dürften vereinzelt sein, sofern es sich um weiße Truppen handelt. Das Voraussetzen solcher Verstümmelungen muß wohl eine andere Grundlage als die der tatsächlichen Beobachtung haben: es ist zweifellos der Haß. Und hier müssen wir auch wahrscheinlich die Lösung unseres Problems suchen. Im Unbewußten der meisten Menschen erwachen in Kriegszeiten die durch die Zivilisation der Friedenszeit verdrängten Urtriebe. Und jeder Mann trägt noch den Wunsch in sich, den Feind, den Ersatz des Vaters, zu töten und zu kastrieren. Die dem Feinde gewöhnlich in so ausgiebiger Weise zugeschriebenen Verstümmelungen rühren ohne Zweifel von dem wohlbekannten Mechanismus der Projektion her, der ja auch die erschreckenden Gespenster und den Glauben an die Wiederkehr der Toten zum Zwecke des Angriffes und der Rache geschaffen hat. Man schreibt dem Feinde Taten zu, die man unbewußt, ohne es sich selbst einzugestehen, am liebsten an ihm verüben möchte.

Besonders lehrreich in dieser Hinsicht ist das Gerücht, das vor dem Weltkrieg entstand. Der österreichisch-ungarische Konsul in Přižrend, namens Prochaska, der von seinem Posten noch nicht zurückgekehrt war, sollte angeblich von den Serben lebend kastriert worden sein. Dieses Gerücht trug während einiger Tage dazu bei, eine Entrüstung und kriegerische Begeisterung in Wien hervorzurufen, die jene vielleicht übertraf, welche vorher der Mord an Franz Ferdinand erweckt hatte, den das Volk rächen wollte, obzwar es ihn, als er noch am Leben war, gehaßt hatte. Als aber Herr Prochaska endlich gesund und wohlbehalten aus Přižrend zurückkam, fiel es niemand ein, das Gerücht zu widerrufen.

Dieses Gerücht entsprach nämlich einem von den Österreichern projizierten tiefen und unbewußten Wunsch, dessen Verwirklichung den Serben zugeschrieben wurde, wodurch es dem Österreicher selbst möglich wurde, Gefallen daran zu finden. Es muß bemerkt werden, daß gerade Kaiser Franz Josef zu dieser Zeit in Wien als Spitznamen den dort ziemlich häufigen tschechischen Namen „Prochaska" trug. Der den Serben zugeschriebene Gewaltsakt war eine tatsächliche Majestätsbeleidigung, die

von dem Kaiser auf eine andere Person verschoben war, und zwar wurde auch die Ausführung einem anderen in die Schuhe geschoben: doppelte Verschiebung. Und während einerseits die Komponente „Liebe“ des ambivalenten Gefühles, das den Vätern, Häuptlingen, Königen entgegengebracht wird, aus Rache für das Verbrechen, zum Krieg mit dem durch die Projektion verantwortlich gemachten Feind führen mußte, gefiel sich anderseits die Haßkomponente an der unbewußten und latenten Kastrationsphantasie in bezug auf den Kaiser-Prochaska, die durch die bewußte und manifeste Legende der Kastration des Konsuls Prochaska realisiert werden sollte.

Wenige Jahre später mußte Kaiser Karl seinerseits das Los erleiden, das das Unbewußte seines Volkes schon seinem Vorgänger vorbereitet hatte, doch diesmal unter dem Einflusse desselben Mechanismus der Verschiebung von unten nach oben, vermöge der an Stelle der Phallustrophäen Kopftrophäen gelangen. Er verlor seine Krone, die jetzt endgültig von ihrem Träger getrennt und gleichsam als Trophäe des Volkes in der Schatzkammer der Hofburg verblieb.

Es kann auch wahrscheinlich kein einfacher Zufall sein, daß erst die französische Revolution die Guillotine einführte und daß unter den Köpfen, die sie vom Rumpfe trennte, jener des Königs nicht fehlte.

V
Die Jagdtrophäen

Messire Robert de Salnove hat seinem Buche „La Vénerie Royale" (Königliches Weidwerk), erschienen in Paris 1665, folgende, König Ludwig XIV. gewidmete Worte, vorangeschickt:

Au Roy

„Sire,

La chasse est un si noble exercice, qu'il est presque le seul où les Princes s'adonnent, comme à l'apprentissage de la guerre, le plus illustre des arts, et le plus généreux des emplois, où se trouvent les mêmes ruses et les mêmes fatigues; si bien que le chasseur et le guerrier ont peu de différence. Les Roys mesmes sont également jaloux des droicts et des ordres de la chasse et de la guerre: et comme il s'y rencontre de la peine et du plaisir, ils en jugent absolument l'exercice royal. A qui pourrais-je donc plus justement offrir ce livre de chasse, qu'au plus grand Roy du monde . . ."

Die Jagd wird noch heute als ein edler Sport betrachtet, vor allem die Jagd auf Hochwild und in Frankreich besonders die Parforcejagd, die als ein seltenes und fast königliches Vermächtnis vergangener Zeiten, einigen reichen aristokratischen Familien, oder solchen, die die Aristokraten spielen wollen, vorbehalten ist. Es wird uns am besten gelingen, den Sinn der bei der Parforcejagd üblichen Zeremonielle zu erfassen, wenn wir uns an die Angaben aus der Zeit der „Vénerie Royale" halten.

Nachdem Salnove die Eigenschaften, die die Hunde, die Piqueure haben müssen, beschrieben hat und auch die Art und Weise, in der der Hirsch angegriffen und verfolgt werden soll, fährt er fort (S. 177):

„Et le cerf étant pris, vous en sonnez la mort . . . et en suite la retraite, cependant que l'un des picqueurs en lève le pied droit de devant avec un

couteau, en fendant la peau entre le gros nerf et l'os, la longueur de demy-pied qu'il coupera comme la peau de dessus, la levant jusqu'au premier joint du pied, et le décernant, il l'enlevera, puis fendra le nerf et la peau environ trois doigts pour y passer la main, et après le présentera au grand Veneur, ou en son absence au Commandant qui le donnera au Roy . . ."

Später (S. 163) beschreibt Salnove das feierliche Ritual, das dem Ausweiden *(la curée)* voranzugehen hat:

„*Les valets de chiens le mettront (le cerf) sur le dos, soutenu de son bois; et si c'est dans le temps de la Cervaison, il faut qu'ils aient fait provision d'un crochet de bois pour y mettre et accrocher les menus droits qui appartiennent au Roy, et commencer par la coupe des bouts de la teste qui en sont mols, et jusquesau dur (car le reste doit servir à faire de l'eau) et mettre ces bouts de teste dans une serviette blanche; puis ils lèveront les dintiers* [Hoden], *le bout du mufle, et les aureilles qu'ils mettront au crochet par une fente qu'ils auront faite à la peau . . .*"

„*Après ils prendront le pied droit dont ils couperont la peau alentour de la jambe . . .*"

„*Ce qu'estant fait, on lui doit laisser la nappe sous le corps pour lever la langue, et le reste des menus droits, coupant les quatre noeuds qui sont au deffaut des épaules et des cuisses qu'ils mettront pareillement au crochet . . . la franc boyau, qui est encore des menus droits, qui se doit mettre au crochet, et pour le membre du cerf, il doit être levé, dont les valets de chien doivent avoir soin de le laver, nettoyer et le mettre tremper vingt-quatre heures dans du fort vinaigre, et après l'en tirer, pour le faire sécher au four, ou au soleil, selon la saison; pour quand il sera sec, le remettre au maistre valet de chiens, qui le doit donner au Lieutenant, ou au Grand Veneur, s'il le veut, dont la vertu est de guérir le flux de sang. Comme l'os que l'on doit tirer du coeur du cerf . . .*"

„*Et quant au bois du cerf, il doit être porté au Roy.*"

Wir sehen nun aus dieser alten Darstellung der Parforcejagd, daß dem Hirsch dieselben Haupttrophäen abgenommen werden, wie den besiegten Feinden, wie wir es bei den Kriegstrophäen behandelt haben: der Phallus als homöopathisches Amulett gegen Blutungen, der rechte Fuß (als Pendant der menschlichen Hand), und die Hörner, die gleichbedeutend sind den Kopftrophäen und dem Skalp.

Es sind sozusagen immer dieselben Trophäen, denen wir am häufigsten als Jagdtrophäen begegnen: das Geweih des Hirsches, des Rehes, des Elentieres, des Büffels, je nach dem Lande; der „Fuß" des Hirsches, des Rehes, des Hasen. „Fuß" *(pied)*, den man nicht, ohne sich die Verachtung des Jägers zuzuziehen, „Pfote" *(patte)* nennen durfte, und an Stelle des Phallus, durch Verschiebung, der Schwanz *(coda)*, z. B. des Fuchses in England. Dieser Ersatz des Phallus durch den Schwanz kann überdies bei unseren

Haustieren beobachtet werden: jenes Haustier, das zum Gegensatz seiner Gefährten — Rind, Pferd, Lamm, sogar Kater — niemals kastriert wird, der Hund, muß vielfach diese Verschonung mit dem mehr oder weniger vollkommenen Opfer seines Schwanzes, der symbolischen Kastration, bezahlen.

Doch kehren wir zur Parforcejagd zurück. In Frankreich, wo sie mit den Hundemeuten von den Franken eingeführt worden ist, würde es für den Jäger und sogar für den Hirsch als entehrend betrachtet, dieses edle Tier auf eine andere Art zu erlegen. Zu dem Tode des Hirsches gehört die Hundemeute, die Tracht der Kavaliere und der Amazonen, das Hornblasen der Piqueure und die wilde Verfolgung durch die Wälder.

Die Jäger rationalisieren all das, indem sie von der Notwendigkeit des ästhetischen Aufwandes sprechen. Aber der unbewußte und tiefe Grund, der eine so barbarische Institution wie die Parforcejagd bis auf unsere Tage erhalten hat, ist anderswo zu suchen. Er reicht bis in die alten Zeiten zurück, in denen unsere Vorfahren noch das Totemtier angebetet haben. Wenn der Hirch ein so „edles" Tier ist, wenn seine Jagd mit der der Kaninchen, der Fasanen, der Rebhühner sich nicht vergleichen läßt, wenn die Verfolgung des Hirsches und seine Tötung in Frankreich nur durch kollektives Vorgehen erfolgen darf, so will das heißen, daß der Hirsch für das Unbewußte des Jägers, wenn auch in außerordentlich abgeschwächter Form, eine Art von Totem geblieben ist, und daß seine Tötung irgendwie noch jenem zeitweiligen Opferritual entspricht, unter dessen Beachtung die Primitiven das für gewöhnlich verehrte und behütete Totemtier gemeinsam töteten und verzehrten.

Die grausamen Gebräuche bei der Ausweidung erinnern tatsächlich an das Totemopfer, so wie es Robertson Smith in seiner genialen Arbeit „The Religion of the Semites" (erschienen 1889) beschrieben hat. Er berichtet über die Opferung eines Kamels durch Beduinen im vierten Jahrhundert nach Christo, bei welcher Gelegenheit das Tier in tausend Stücke gerissen und sofort verzehrt worden war. Gewiß ist der Hirsch beim Ausweiden bereits tot und die Menschen sind durch die Hunde ersetzt. Aber der Hase zum Beispiel wird, wenn auf dieses kleine Tier eine Treibjagd veranstaltet wird, den Hunden sogar lebend ausgeliefert und wenn die Menschen von heute sich auch nicht auf den noch rauchenden Hirsch stürzen, so teilen sie sich doch mit ihren Hunden in seiner Verfolgung, und es ist eine zur Hälfte aus Hunden und zur Hälfte aus Menschen bestehende Meute, die den Hirsch in den grausamen Tod treibt.

Wie bei dem totemistischen Opfer und dem darauffolgenden Mahle, ist die Verantwortung für den Tod des Hirsches kollektiv und soll es auch bleiben. Daher kommt es auch, daß der französische Parforcejäger das Pirschen, die individuelle Jagd auf das edle Tier, so wie sie in Ungarn, Rußland, Polen oder Österreich üblich ist, in hohem Maße mißbilligt.

Von der unbewußten Erlaubnis, den „geheiligten" Hirsch in individueller Jagd zu töten, ist heute nur mehr in der Parforcejad der Dolchstich übrig geblieben, der dem Jagdherrn vorbehalten ist, wenn der Hirsch schon bezwungen ist.

*

Wollen wir aber den archaischen Gedanken, der hinter den Jagdgebräuchen steckt, in seiner Nacktheit näher betrachten, so müssen wir uns eher an die Länder Mitteleuropas halten, wo nicht die Parforcejagd, sondern das Pirschen, die individuelle Jagd, in Ehren steht.

Die Hirschjagd wird in Mitteleuropa, ganz im Gegenteil zu dem Gebrauch in den Ländern der Parforcejagd, zur Brunstzeit, wenn der Hirsch den Wald mit seinem Röhren erfüllt, eröffnet.

Während des Tages bleiben die Tiere im Wald, doch beim Einbruch der Dämmerung kommen sie heraus, um an dem Waldesrande bis zum Morgengrauen zu äsen. Der Jagdherr kann sich daher nur in der Früh oder am Abend auf den Anstand begeben, von wo aus er den Hirsch töten kann.

In Österreich geht es bei der Hirschjagd folgendermaßen zu: Ein Berufsjäger oder ein Angestellter des Jagdherrn, der „Jäger", kundschaftet die Stellen aus, die von den Hirschen aufgesucht werden, führt den Jagdherrn jeden Abend bei Einbruch der Dämmerung und jeden Morgen vor Tagesanbruch auf einen geeigneten Anstand. Der Weidmann scheint während der Dauer der Jagd in seinem Eifer fast ganz auf den Schlaf verzichten zu können.

Seit Morgengrauen in der Kälte auf dem Anstand, traut sich nunmehr der Jagdherr weder zu sprechen, noch sich zu bewegen. Aus der dunklen Masse des Waldes dringt von Zeit zu Zeit das Röhren des Hirsches zu ihm, das tatsächlich einem königlichen Gebrüll ähnlich ist und das Herz des Wartenden schneller klopfen macht. Doch nach und nach wird mit dem Herannahen des Tages die Masse des Waldes immer heller, der Rand hebt sich deutlicher ab und an dem Rand der kleine fahlrote Fleck ist der Hirsch. Groß und königlich schreitet er herum, laut rufend den Hindinnen oder seinen Rivalen. Erst wenn der Feldstecher mindestens acht Sprossen auf

dem Kopfe des Hirsches gezeigt hat, legt der Jagdherr an und, wenn er geschickt ist, stürzt der Hirsch zu Boden.

In seltenen Fällen stößt einem auch das Glück zu, Zeuge eines Hirschkampfes oder einer Paarung zu sein. Dieser Anblick feuert den Weidmann nur noch mehr an, da er auf diese Weise manchmal den Hirsch verschlungen mit seiner Hindin oder mit seinem Feinde töten kann.

Ist der Hirch gefallen, eilen Herr und Begleiter hin und nehmen in Augenschein, wo und wie das Blei eingedrungen ist. Hat der Schuß den Hirsch nicht getötet, wird ihm das Messer ins Genick gestoßen. Dann entfernt sich der „Jäger" und holt dem Herrn einen kleinen Tannenzweig mit drei Nebenzweigen. Dies ist der Anfang des Zeremoniells. Er taucht ihn in das Blut des Tieres und überreicht ihn dem Herrn, der getötet hat und dieser muß ihn an den Hut stecken, denn der Tannenzweig mit drei Nebenzweigen ist das Zeichen, das den Weidmann, bei der Rückkehr ins Dorf und ins Schloß, als Triumphator erkennen läßt.

Dann beginnt die Bearbeitung des Tieres. Entweder der Herr selbst oder sein Jäger legt das Tier auf den Rücken und schneidet ihm erst die Hoden und dann das Glied ab. Dann wird das Tier vom Hodenansatz bis zum Brustbein aufgeschlitzt. Wenn die Lunge und das Herz richtig durchschossen sind, quillt das Blut mit den Eingeweiden hervor. Ein richtiger Blustrom, dessen Anblick das Auge des Weidmanns erfreut, und sei er auch der sanfteste Mensch im gewöhnlichen Leben.

Nachzutragen ist noch, daß die zwei Oberzähne — die Krandeln — gleich am Anfang vom Kiefer des Hirsches abgelöst werden und (an Stelle des Fußes) entweder vom Jagdherrn selbst als Trophäe behalten, oder, wenn eine Dame mit ist, ihr angeboten werden. Was das Geweih anbetrifft, so könnte nichts den Schützen dazu bringen, darauf zu verzichten, denn, wie schon der alte Salnove gesagt hat, des Hirsches Geweih ist des Königs Teil.

Es kommt vor, daß der Hirsch auf Männer, die die besten Schützen sind, sofern es sich um Kaninchen, Rebhühner handelt, einen solchen Eindruck macht, daß sie ihn fast immer verfehlen. In diesem Falle sagt man, daß sie vom „Jagdfieber" befallen seien.

Andere wieder werden vom Erscheinen des Hirsches derart angeregt, daß sich ihre Kraft, ihre Fähigkeiten verdoppeln; Leute, die in der Stadt kaum eine Stunde gehen können, marschieren im Gebirge acht bis zehn Stunden und ihr Blick wird, wenn es sich darum handelt den Hirsch zu sichten, fast unfehlbar. Das Gemeinsame dieser beiden Jägertypen ist

ein überreizter Gemütszustand, der sich bei dem einen als Angst und bei dem anderen als Begeisterung äußert.

*

Wir können diese verschiedenen psychologischen Phänomene, dessen Wesentlichstes die Rückkehr im Alltag sanfter Kulturmenschen zu einer barbarischen Brutalität ist, nicht erklären, wenn wir nicht daran denken, daß keine einzige Phase, die die Menschheit im Laufe der Zeiten durchgemacht hat, in unserem Innern wirklich ausgelöscht ist.

Es ist nicht allein, wie der Jäger behauptet, um die Regungen seines Instinktes zu rationalisieren, der Duft des Morgens und des Abends im Walde, nicht allein der Strahlenglanz der untergehenden und aufgehenden Sonne auf dem herbstlichgelben Laube, nicht allein das Gefühl des freien Umherstreifens im Gebirge und in den Wäldern und nicht allein das Vergnügen gut zu zielen, das das große Vergnügen am Jagen ausmacht. Es ist vor allem — so sehr der Zivilisierte sich auch dagegen sträuben mag — die Lust am Töten, die — wenn man nicht gerade Henker ist — in Friedenszeiten auf das Gebiet der Jagd beschränkt ist.

Diese Lust am Töten wurde von zahlreichen Denkern als wesentlichster Beweggrund der Jagd hervorgehoben. Denn durch den Nahrungstrieb kann es nicht mehr gerechtfertigt werden; die Zeit, in der die Jagd eine Notwendigkeit war, ist vorüber, haben wir doch Fleischhauer, Geflügel- und Wildbrethändler und Schlachthäuser. Doch ein Moment, worüber uns die verschiedenen vorpsychoanalytischen Autoren keinen Aufschluß gegeben haben, ist das der verschiedenen Wertung der verschiedenen Wildarten als „edel". Man hat zur Erklärung dieses Unterschiedes bisher nur einen objektiven Unterschied herangezogen, und zwar den des Körperumfangs.

Der Körperumfang des Wildes kann wohl in Betracht gezogen werden, aber nur im Zusammenhange mit dem Moment, das uns jetzt beschäftigen wird.

Wie wir schon weiter oben erwähnt haben, hat uns Freud in „Totem und Tabu" gezeigt, wie die Söhne des Urvaters der Horde, nach dem Urmorde, unter dem Drucke des Schuldgefühls den Totemismus eingeführt hatten, die primitive Form der Religionen, in der ein Tier als Vaterersatz die retrospektive Achtung genießt, die die reumütigen Söhne dem Vater schulden. Noch vor den Totemkulten hat die Haßkomponente des dem Vater entgegengebrachten ambivalenten Gefühls — zweifellos unter dem Einfluß der Brunst der Söhne, denen es nach den Weibern gelüstete, deren alleinigen Besitz der eifersüchtige Vater bewahren wollte — einmal die Ober-

hand gewonnen und zu dem Morde des Vaters geführt, dem das gemeinschaftliche Mahl, das Verspeisen seines Körpers gefolgt war. Daher kommt es, daß in den späteren Totemkulten diese Haßkomponente, obwohl durch die nachträgliche Zärtlichkeitskomponente verdrängt, von neuem zum Vorschein kommt und sich wieder zeitweise durch den Gebrauch des kollektiven Totemopfers befriedigt.

Doch nach dem Urmorde des Vaters, der durch die Verschwörung der Hordenbrüder zustande gekommen ist, wollte jeder von ihnen selbst Vater werden; der Neid, den seine Stellung als allmächtiger, über alle Weiber alleinherrschender Mann hervorrief, hatte seine Söhne zu dem Morde getrieben. Aber es sind der Söhne zu viel; dem Ehrgeiz jedes Einzelnen stellt sich der Ehrgeiz aller übrigen entgegen und der Urmord bedeutet für jeden von ihnen einen sehr unvollkommenen realen Triumph.

Wir haben gesehen, daß die totemistische Assimilation des Vaters an die mächtigen, gehörnten Tiere in fast jeder Religion weiterlebt; die Götter, die Könige und die Priester sind gehörnt. So ist auch Moses gehörnt dargestellt, und zwar nicht wegen eines unverstandenen Textes, wie behauptet wurde, sondern, wie uns Reik in seiner fesselnden Arbeit „Probleme der Religionspsychologie", Das Schofar, S. 257 ff.[1] (Wien 1919) gezeigt hat, weil die Hörner des Stieres, des totemistischen Urtieres der Hebräer, in Moses weitergelebt haben. Bei den alten Priestern war es Brauch, sich, wie die Wilden bei den Totemfesten, mit den abgezogenen Fellen oder den Insignien ihrer tiergestalteten Götter zu bekleiden.

Wenn auch der Totemismus in seiner reinen Form nur mehr bei uns in den Tierphobien unserer Kinder erhalten geblieben ist, so sind doch in unserem Unbewußten, dem Unbewußten Erwachsener, Spuren geblieben, deren deutlichste vielleicht in manchen unserer Jagdgebräuche zu finden sind.

Die Parforcejagd verdankt zweifellos ihre Entstehung der im Unbewußten aufbewahrten Erinnerung an den durch die Urhorde verübten Vatermord und an das kollektive Totemopfer, das das von ihnen verdammte und gleichzeitig herbeigesehnte Verbrechen periodisch erneuerte, und hat sich mit allen ihren Gebräuchen aus diesem Grunde bis heute erhalten.

Doch der tiefe, unterdrückte Wunsch, der ursprünglich in dem Herzen aller Brüder wohnte und sie antrieb, feindliche Brüder zu werden, der

1) Die zweite Auflage dieses vergriffenen Werkes befindet sich — unter dem Titel „Das Ritual" — in der Presse.

Wunsch, der einzige Erbe des Vaters zu werden, der mit dem Bedauern gepaart war, nicht alleiniger Mörder gewesen zu sein, woraus dann das Recht entstanden wäre, sein einziger Nachfolger zu sein, dieser archaische Wunsch, der, wie uns Rank gezeigt hat, die Grundlage vieler Mythen über die „Helden, die allein die Schuld und den Ruhm auf sich nehmen“,[1] gebildet hatte, ist in der Hirschjagd, im „Pirschen“, wie es in Mitteleuropa üblich ist, wieder zum Ausdruck gekommen. Daher das Gefühl des Freudentaumels, des unvergleichlichen Triumphs, das den Jäger erfüllt, wenn er mit dem kleinen dreiteiligen Tannenzweige am Hute — der mit dem Blute des Hirsches zuerst benetzt wurde, was eine Identifizierung des „Mörders“ mit dem „Totem“ darstellt — von den Bergen zurückkehrt.

Der Hirsch wirkt durch seine Schönheit tatsächlich imposant. Wegen seines Geweihs wird er oft König des Waldes genannt. Hat er mehr als zwei Zacken auf einer Sprosse seines Geweihes, so wird es Krone genannt (Grimm). Er wird daher leicht eine Vaterimago für das Unbewußte der Menschen, das noch von totemistischen Reminiszenzen imprägniert ist, — geht doch kein Erwerb der phylogenetischen Entwicklung verloren. Außerdem entsprechen die Sitten dieses Tieres vollkommen den vorher beschriebenen Sitten, die vom Unbewußten des Jägers herbeigesehnt werden. Der alte Hirsch, dessen Geweih während der Brunstzeit so sehr begehrt wird, regiert tatsächlich wie der Urvater der Urhorde über eine kleine Horde von Weibchen, die er eifersüchtig behütet und die ihm die jüngeren Hirsche neiden. Diese verbünden sich nicht, um ihn aus dem Besitz zu vertreiben, vielleicht ist dazu die Erinnerung, gemeinsam aufgewachsen zu sein, nötig, die die jungen Hirsche, mangels dieses Brauches, nicht haben. Doch fordern die jungen Hirsche den alten einzeln zum Kampfe heraus und trotz seiner überlegenen Kraft wird dieser manchmal, erschöpft durch die Brunft, überwältigt. Dasselbe macht der Jäger; er tötet den alten väterlichen Hirsch und es bereitet ihm Vergnügen, zu erzählen, wie die Weibchen, denen die Treue glücklicherweise unbekannt ist, sich einen Augenblick später dem jungen Männchen hingeben, das in der Nähe mit Begehren auf sie wartet. Der Jäger identifiziert sich unbewußt auch mit dem jungen Männchen und kann so, auf eine unverpönte, weidmännische Art, den infantilen Triumph über den Vater feiern, einen Triumph, von dem er früher geträumt hatte und den unsere Sitten schon seit langem nicht mehr zulassen.

1) Vgl. Der Mythos von der Geburt des Helden. Deuticke, Leipzig-Wien 1922.

Alle Vorstellungen, die sich auf das Studium der Mythen gründen, bestätigen diese Anschauung. Mithra, dieser Gott-Sohn, der eine Zeitlang dem Christentum — auch eine Religion des Sohnes — die Weltherrschaft strittig gemacht hat, ist auch durch den Mord an dem Stier, dem mächtigen, gehörnten, väterlichen Totemtier, dessen Gestalt Zeus so oft angenommen hatte, ein heiliger Held geworden. Die spanischen Stierkämpfe mit der frenetischen Bewunderung, die der Matador hervorruft, sind wie ein entferntes, abgeschwächtes Echo derselben unbewußten totemistischen Auffassung.

Anderseits wird der Sohn-Jäger oft wegen seines frevlerischen Unternehmens gegen das väterliche Totemtier bestraft. So wird Adonis, der Liebling Aphrodites, der großen mütterlichen Gottheit, durch einen Eber getötet. Demselben Tier verdankt er, nach Servius, seine Geburt, denn es hat mit seinen Stoßzähnen den mütterlichen Baum — den Myrrhenbaum — geöffnet, in den Myrrha, seine Mutter, verwandelt worden war und in dem er, Adonis, seine Geburt erwartete. Der Mythus nach Servius verrät die primitive Identität, er schwankt zwischen zwei Versionen: einmal ist es der Vater des Adonis mit seinem Schwert, ein andermal der Eber mit seinen Stoßzähnen, der den Baum aufgeschlitzt hat.[1] Obschon aber Adonis durch den väterlichen Eber zur Strafe für den mütterlichen Inzest getötet wurde, kehrt er triumphierend wieder ins Leben zurück, wie es in jeder Religion der Fall ist, in der der Sohn zum Gotte erhoben worden ist.

Der heilige Hubertus, der 727 als Bischof von Lüttich gestorben ist, ist ein gutes Beispiel für den reuigen Sohn, der heilig gesprochen wurde, weil er auf den symbolischen totemistischen Urmord verzichtet hat. Ein leidenschaftlicher Jäger, verzichtete er an einem Karfreitag auf die Jagd. Es erschien ihm beim Jagen ein göttlicher Hirsch, der zwischen seinem Geweih ein glänzendes Kreuz trug. Durch die Wiederkehr des Verdrängten in dem Verdrängenden, ein Vorgang, der jedem der mit dem Mechanismus der Zwangsneurosen vertraut ist, bekannt ist, wurde Sankt Hubertus, der wegen seines Jagdverzichtes heilig gesprochen wurde, gerade Schutzpatron der Jäger.

1) Vgl. Roschers mythologisches Lexikon, Artikel Adonis.

VI
Die ironischen Hörner

Es ist nun endlich an der Zeit, zu dem anfangs dieser Arbeit gestellten Problem zurückzukehren. Warum verleiht der Volksspott dem betrogenen Ehemann Hörner? Wir haben gesehen, daß das Horn, in der Natur wie auch in der Symbolik der Menschen, ein Merkmal der männlichen Kraft ist; es ist das Merkmal der stärksten Tiere, wie auch der mächtigsten Götter. Losgelöst von dem mächtigen Wesen, das die Hörner trug, sind sie für den, der sich ihrer bemächtigt hat, wirksame Amulette gegen böse Schicksalsschläge und gleichzeitig auch die großartigen Jagdtrophäen, auf die sogar die Jäger von heute noch stolz sind.

Aber daraus sehen wir noch immer nicht, warum der hintergangene Ehemann in seiner Schwäche durch die Volksironie mit dem imposanten Merkmal der Männlichkeit ausgestattet wird.

Géza Róheim, der durch seine mit Material so reichlich dokumentierten psychoanalytischen Arbeiten über primitive Völker bekannte ungarische Ethnologe, schreibt mir: „Leider kann ich Ihnen mit keiner Aufklärung bezüglich der Symbolik des betrogenen Ehemannes bei den Primitiven dienen. Es ist möglich, daß ich die einschlägigen Angaben übersehen habe, aber viel wahrscheinlicher, daß eine solche Symbolik bei den Primitiven überhaupt nicht existiert." Róheim teilt mir ferner mit, daß Frazer[1] über den Glauben schreibt, den manche primitive Stämme haben, wonach die Untreue seiner zu Hause gebliebenen Frau dem Ehemann auf der Jagd Unglück bringt.

„Die Elefantenjäger in Ostafrika, schreibt Frazer, glauben, daß die Untreue ihrer Frauen während ihrer Abwesenheit, den Elefanten einen Einfluß über

---

1) The Golden Bough. The Magic Art, 1911, Bd. I, S. 123.

den Jäger verleiht, wodurch dieser entweder getötet oder schwer verletzt wird. Wenn infolgedessen ein Jäger hört, daß seine Frau sich schlecht aufgeführt habe, gibt er die Jagd auf und zieht nach Hause. Sieht ein Wagogo-Jäger seine Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt oder aber wird er von einem Löwen angegriffen, so schreibt er es dem schlechten Benehmen seiner zu Hause gebliebenen Frau zu und kehrt, von großer Wut erfaßt, dahin zurück. Während er auf der Jagd ist, darf sie niemand hinter ihrem Rücken vorbeigehen oder vor ihr stehen lassen, während sie sitzt; und im Bette muß sie auf dem Bauche liegen. Die Moxos-Indianer von Ostbolivia glaubten, daß, wenn die Frau eines Jägers ihm während seiner Abwesenheit untreu wurde, er von einer Schlange oder einem Jaguar gebissen werden würde. Wenn ihm also ein derartiger Unfall widerfuhr, so war der Frau eine Züchtigung, oft sogar der Tod sicher, gleichviel ob sie schuldig oder unschuldig war. Der aleütische Seehundjäger glaubt, daß es ihm unmöglich sei, auch nur ein einziges Tier zu erlegen, wenn ihm seine Frau in seiner Abwesenheit die Ehe gebrochen oder seine Schwester sich unzüchtig aufgeführt habe."

Wie aus diesen und folgendem Beispiel ersichtlich, spotten die Primitiven nicht angesichts des Ehebruches der Frau, obgleich bei ihnen vielfach der Brauch einer gewissen (oft rituellen) sexuellen Gemeinschaft besteht.

Der betrogene Zulumann zum Beispiel, der, den Aussagen verschiedener Missionäre zufolge, seine Frau und ihren Geliebten mit Honig bestrichen den Bissen der afrikanischen Ameisen aussetzt und sie langsam vor den Augen des ganzen Stammes von jenen verzehren läßt, kann nicht leicht in der Vorstellung des Volkes Gegenstand des Gespöttes werden.

Vielleicht werden wir gerade mit Hilfe solcher Beispiele das Problem, das uns beschäftigt, lösen können. Es scheint, daß die erste Bedingung für die Symbolik des betrogenen Ehemannes tatsächlich die ist, daß bei dem Ehebruch kein Blut mehr vergossen wird.

Diese Bedingung ist sogar heute noch notwendig. Der betrogene Ehemann, der bei uns in „archaischer" Weise reagiert, d. h. tötet, ist tatsächlich nicht mehr komisch. Er wird nicht mehr als Hahnrei, als Gehörnter betrachtet. Die Geschwornen sprechen ihn in vielen Ländern frei, ihr archaisches Unbewußte billigt sein Vorgehen und verehrt in ihm eine der ältesten und natürlichsten instinktiven Reaktionen.

Der Ehemann, von dem Geliebten seiner Frau getötet, ist auch nicht komisch. Der Anblick des Blutes verdrängt überall die Möglichkeit des Komischen. Und das ist sogar die Bedingung der Komödie, daß in ihr, zum Gegensatze der Tragödie, kein Blut fließt; ihr Hauptmotiv ist gewöhnlich der „Vater", einer aus der alten Generation, z. B. Orgon, Bartolo, Harpagon, der dann zugunsten der Jungen ins Lächerliche gezogen wird.

Der lächerlich gemachte „Vater“ ist das Hauptmotiv des Komischen: und dies ist eigentlich der Weg, den wir verfolgen müssen. Der betrogene Ehemann, dem die Hörner, das Merkmal der vollkommenen männlichen Kraft, verliehen werden, ist für das Unbewußte ohne Zweifel immer ein „Vaterersatz“.

*

Das Motiv des betrogenen Ehemannes führt uns in die Tiefen der infantilen Geschichte jedes Mannes. Es gab tatsächlich eine Zeit, die Periode des Ödipuskomplexes des kleinen Knaben, in der er den ältesten erotischen Wunsch seines Lebens, den Wunsch, die Mutter zu besitzen, unter dem Einflusse der Kastrationsdrohung — und zwar der Kastration durch den Vater — untergehen sieht. Das ist der klassische Mechanismus, durch welchen die große infantile Periode des Ödipuskomplexes, um das fünfte Lebensjahr herum, ihr Ende findet.[1] Betrogen um seinen großen Wunsch, den er aufgeben muß, um sich den Penis, das kostbare, bedrohte Organ zu sichern, wünscht der kleine Knabe sich nun als Rache, als Vergeltung — gleich einem jungen Zeus — die Kastration des alten Kronos. Diese alten, tiefen Regungen der Kinderseele, die im Unbewußten niemals ganz verschwunden waren, sind es, die beim Anblick des betrogenen Ehemannes in uns erwachen.

Der von der Frau und dem Geliebten betrogene Ehemann wird tatsächlich von dem Zuschauer, der ihn sieht und den andern zeigt, dem Vater der Kinderzeit gleichgestellt. Der infantile Wunsch wird hier nun endlich verwirklicht, der Zuschauer identifiziert sich mit dem Liebhaber und identifiziert die treulose Frau mit der Mutter. Die treulose Frau macht das, was er, als kleiner Knabe, von der Mutter gewünscht hatte, daher kommt die große Befriedigung, die der Anblick eines betrogenen Ehemannes gewöhnlich jedem männlichen Zuschauer bereitet.

Die Menschen haben aber im Laufe ihrer phylogenetischen Entwicklung viele Phasen durchlaufen, die alle in ihrem Unbewußten Spuren zurückgelassen haben. Von der Phase des Jagens ist ihnen gegenüber den wilden Tieren, die gleichzeitig ihre gefürchteten und verehrten Feinde sind, — wie der Vater, — eine Art von „Sohneinstellung“ geblieben, und diesem Umstand verdanken diese es auch, daß nach dem Urmorde des Vaters eines oder das andere von ihnen zum Vaterersatz, zum Totem erhoben wurde. Der Totemismus lebt in jedem von uns weiter, in den Tierphobien der Kinder in seiner reinen, ursprünglichen, in unseren Jagdgebräuchen in

1) Vgl. Freud: Der Untergang des Ödipuskomplexes. (Ges. Schriften, Bd. V.)

abgeschwächter Form. Und das macht es dem Zuschauer dieses Schauspiels möglich, in dem betrogenen Ehemann auf dem Wege der Übertragung den Vater seiner Kindheit zu sehen und ihn mit dem Geweih des großen Hirsches der Wälder auszustatten.

Die Phase des Hirtentums, die nach der Jagdphase gekommen ist, hat auch ihre Spuren im Unbewußten der Menschen zurückgelassen. Das Rind wurde also, durch die Kastration der männlichen Tiere, dem Joche der Menschen unterworfen. Diese unverstandene Anspielung auf die reale Kastration ist es, die manche, wie z. B. Schrader, auf die Idee gebracht hat, die Symbolik des betrogenen Ehemannes auf das Rind zurückzuführen. Diese Symbolik gehört trotzdem in erster Linie der Phase des Jagens an, welcher die Sitte der Kopftrophäen eigen ist.

Wie wir jedoch schon früher gesehen haben, liegt die Hauptbedingung für das Komische der Symbolik des betrogenen Ehemannes darin, daß die Menschen in ein Stadium der Zivilisation geraten sind, in dem gelegentlich der Ehebrüche kein Blut mehr vergossen wird. Um der Ironie freien Lauf zu lassen, muß sich das ganze Drama sprachlich abspielen.

Betrachten wir uns einmal die Dinge näher. Wem erscheint der betrogene Ehemann komisch? In seinen eigenen Augen ist er es nicht, das ist klar. In den Augen seiner Frau und auch in denen des Liebhabers nicht immer, da ja beide in dem Stücke mitspielen und nicht viele Muße zum Zuschauen haben. Vor allem ist das Stück für die Zuschauer, die darin überhaupt keine Rolle spielen, komisch. Zum „Publikum" gehören zumindest zwei Zuschauer. Betrachten wir einmal die beiden Zuschauer — natürlich können es auch mehrere sein. Einer von ihnen, indem er den betrogenen Ehemann des Dreiecks und die Frau und den Liebhaber entdeckt, identifiziert sich gleichzeitig mit letzterem. Der Zuschauer aber, vor dem sich dieses Stück abspielt, wäre nicht wirklich befriedigt, wenn er allein wäre, wenn er nicht jemand hätte, der ihn, in seinem phantasierten Triumph, den er über dem Vater im Wege seiner Identifikation mit dem Geliebten feiert, bewundert.

Er lenkt daher die Aufmerksamkeit eines anderen auf den Anblick und, um diesen anderen zu der Kastration des Vaters anzuspornen, — ein soziales Phänomen, an die Verschwörung der Brüder gegen den Urvater erinnernd, — schreibt er ihm, dem Vater, das grandioseste, das auffallendste männliche Merkmal zu, und zwar die Hörner des großen Hirsches der Wälder.

*

Den betrogenen Ehemann, in dem Augenblick, in dem er machtlos, kastriert erscheint, mit der männlichsten der Zierden auszustatten, ist wohl eine „Darstellung durch das Gegenteil".

Die Darstellung durch das Gegenteil ist der wesentlichste Mechanismus der Ironie,[1] dieser sozialen Erscheinung, vermöge der man in einem Gespräch gerade demjenigen gewisse außerordentliche Qualitäten zuschreibt, die er gerade am wenigsten hat, wodurch der Zuhörer oder die Zuhörer angeregt werden, jenem im Gedanken wieder das fortzunehmen, was man ihm eben mit Worten erteilt hat. Von einem ungewöhnlich häßlichen Mann wird zum Beispiel gesagt, wie schön er doch sei, damit der Zuhörer ihm gerade diese Eigenschaft wegnehmen kann.

Es gibt auch noch eine andere Symbolik und eine andere Ausdrucksform, in der die Darstellung durch das Gegenteil üblich ist. Der Schleier ist das Symbol der Jungfräulichkeit und die Bräute treten verschleiert vor den Altar. Indessen war der Schleier, wie auch Storfer erwähnt,[2] im Mittelalter das Kennzeichen der Prostituierten. Und man bezeichnet im Deutschen mit dem Ausdruck „Dirne" und im Französischen mit *„fille"* gerade die Prostituierten, sowie in Hamburg die von Prostituierten bewohnte Straße Jungfernsteig heißt.

Darin liegt ein Stück Volksironie. Man schreibt der Prostituierten nur deshalb die Jungfräulichkeit zu, um den Zuhörer, mit dem man spricht, zu veranlassen, ihr diese in Gedanken gleich wieder wegzunehmen. Es ist eine Art von „verbaler Defloration".

Die Darstellung durch das Gegenteil hat auch den Vergleich zwischen dem betrogenen Ehemann und dem Kuckuck geschaffen. Dieser Vogel ist nach Littré[3] und Swainson[4] zuerst als außerordentlich männlich bezeichnet worden; es wurde von ihm gesagt, daß er die Weibchen anderer Vögel befruchte, später aber wurde ihm die Rolle des betrogenen Ehemannes zugeteilt, in derselben Weise wie im Deutschen der Hahnrei aus dem Hahn entstanden ist.

Dieser Mechanismus der Ironie, die Darstellung durch das Gegenteil, eignet sich ganz besonders zur Vorstellung der Kastration: Ein Zuschauer zeigt dem Publikum den großen Phallus des Vaters, um den anderen oder die anderen anzuspornen, jenem den Phallus wegzunehmen.

1) Freud: Ges. Schriften, Bd. IX, S. 7, 8.
2) Storfer: Marias jungfräuliche Mutterschaft, S. 54.
3) Artikel *Cocu* (gehörnt).
4) The Folk Lore and Provincial Names of British Birds. S. 121. London 1886.

Aber der mächtige Affekt, der der „tragischen Seite“ des Vergleiches zwischen dem betrogenen Ehemann und dem Hochwild des Waldes, dem Vaterersatz, anhaftet, hat heutzutage, da um eines Ehebruches kein Blut mehr vergossen wird, nicht mehr die Möglichkeit, abreagiert zu werden. Es ist nur mehr eine „verbale Kastration“. Und in der Vorstellung des Volkes, in seinem Vorbewußtsein, vollzieht sich der Vergleich zwischen den verschwundenen großen blutigen Gesten, die in den primitiven Kulturen mit der Rache für den Ehebruch einhergingen, und der heute gegebenen Blindheit und Schwäche des zivilisierten Ehemannes — und da der mächtige und grausame Affekt, der jenen Vorstellungen anhaftet, sich den kleinen nicht mehr anpassen kann, macht er sich durch Lachen Luft. Der Unterschied zwischen den beiden Vorstellungen ist wirklich ein ungeheurer, und dieser Umstand erklärt zweifellos, warum das Motiv des betrogenen Ehemannes im Bereiche der Komik, vielleicht auch als die Komik *par excellence*, erscheint.

Das kollektive Lachen, in das die Männer bei dem Anblick des betrogenen Ehemannes ausbrechen, erinnert mehr an die Symbolik der Parforcejagd, als an die der individuellen Jagd, des Pirschens. Gewiß identifiziert sich jeder, der lacht, mit dem Liebhaber, und möchte am liebsten der Einzige sein, der aus dem Ehemann einen „Hahnrei“ macht. Diese Art der Ironie bleibt jedoch ein kollektives Phänomen, und es dürfte vielleicht kein bloßer Zufall sein, daß Frankreich, das Land der Parforcejagd, auch das Land der Lustspiele ist, deren häufigstes Motiv der betrogene Ehemann ist.

Da aber heute das Blut nicht mehr fließen und der primitive Sadismus nicht mehr erkenntlich durchblicken darf, — da er unbedingt verurteilt würde, — verwandelt sich das alte Verlangen nach Blut in Lachlust.

Es ist sicher, daß wenn das Motiv des betrogenen Ehemannes dem Publikum als das komischeste erscheint, es darum so ist, weil es im Grunde genommen zweifellos das tragischeste ist.

Im Verlaufe dieser Arbeit haben wir gesehen, daß die tragischesten und archaischesten Motive, die im Unbewußten der Menschen wirksam sind, gerade die komischesten werden können, wenn sie in der Realität nicht mehr „ausgelebt“ werden können und durch die notwendige Verwandlung des Affektes auf soziale Weise, mittels des Lachens, abreagiert werden.

Doch welch langen Weg mußten die Menschen zurücklegen, bis sie hiehergelangt sind! Das alte Sprichwort müßte folgendermaßen richtiggestellt werden: Vom Erhabenen zum Lächerlichen sind es Tausende und Tausende von Schritten.

Inhaltsverzeichnis

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
WIEN, VII., ANDREASGASSE 3

IMAGO-BÜCHER

I) OTTO RANK, Der Künstler und andere Beiträge zur Psychoanalyse des dichterischen Schaffens. 4. vermehrte Auflage. *Geh. M. 7·—, Halbleinen M. 8·50, Halbleder M. 11·50*

Es gehört eine große Freiheit des Geistes und eine sehr schätzbare Unbefangenheit dazu, das Sexuelle offen als den Anfang und Ausgangspunkt dessen zu bezeichnen, womit abgerechnet werden muß. Otto Rank hat den Vorwurf der zynischen Brutalität, der bei solchen Dingen niemandem erspart bleibt, nicht gescheut. *(Münchner Allg. Zeitung)*

Auch unser Zeitalter hat seine Sophisten. Der in seiner verblüffenden Dialektik an Otto Weininger gemahnende Wiener Psychologe Otto Rank — ein Reineke Fuchs der Philosophie an staunenden Ränken — leitet in der Schrift „Der Künstler“ überhaupt alles menschliche Leben mit seinen Kulturbestrebungen, Religion, Wissenschaft, Philosophie, Poesie samt den anderen Künsten aus dem geschlechtlichen Urzustand und dessen allmählicher Entwicklung ab. *(Der Bund)*

Das Studium dieser geistreichen Schrift kann sehr empfohlen werden. *(Zeitschrift für Religionspsychologie)*

II) N. OSSIPOW, Tolstois Kindheitserinnerungen. Ein Beitrag zu Freuds Libidotheorie. *Geh. M. 6·—, Halbleinen M. 7·50, Halbleder M. 10·—*

Die Arbeit hält sich nicht streng an die Freudsche Doktrin, sondern versucht, in der Richtung Freudscher Gedankengänge zu neuen grundsätzlichen Aufstellungen zu gelangen . . . Er beherrscht das Material und wirft stellenweise Schlaglichter von überraschender Wirkung auf Leben und Werk des seltsam gespaltenen Genies . . . Besonders die Abschnitte über den Narzißmus und die kindliche Amnesie sind wertvoll und anregend. *(Zentralblatt f. d. ges. Neurologie u. Psychiatrie)*

Die Schrift Ossipows ist eine vollständige Darstellung der Freudschen Entwicklungslehre von der Zeugung ab am Beispiel Tolstois und findet als seinen Hauptcharakterzug den Narzißmus, d. h. die Liebe zu sich selbst als körperlich geistigem Wesen. *(Sozialistische Monatshefte)*

III) THEODOR REIK, Der eigene und der fremde Gott. Zur Psychoanalyse der religiösen Entwicklung. *Geh. M. 8·50, Halbleinen M. 10·—, Halbleder M. 13·—*

Der tiefblickendste und scharfsinnigste Religionspsychologe unserer Zeit . . . *(Schulreform, Bern)*

Ein geistreiches Buch . . . Einer der hellsten Köpfe unter den Psychoanalytikern. *(Alfred Döblin in der Vossischen Zeitung)*

Gut ist die Analyse des Fanatismus . . . Man wird eine Methode, die so tiefe Sachverhalte aufdecken kann, nicht a limine ablehnen. *(Prof. Titius in der Theologischen Literaturzeitung)*

Das Buch ist unmittelbar erschütternd. Es versäume niemand, dem psychologischen Zusammenhang zwischen Christus und Judas Ischarioth unter Reiks sachkundiger Führung nachzusinnen. Der erste Eindruck mag leicht ähnlich erschreckend wirken, wie die Begegnung mit dem Hüter der Schwelle; allein auch hier wird sich der Schreck, vom Richtigen richtig erlebt, als heilsam erweisen. *(Graf Hermann Keyserling im Weg zur Vollendung)*

IV) JOLAN NEUFELD, Dostojewski. Skizze zu seiner Psychoanalyse.

Geh. M. 3·—, Halbleinen M. 4·50, Halbleder M. 7·—

Wer sich von der Behauptung beunruhigt fühlt, daß Dostojewski ein Chaotiker gewesen sei, der alle Sympathien auf die Verbrecher gelegt habe, dem sei dieses Buch empfohlen . . . Diese ruhigen Untersuchungen, die dem Dichter und Menschen rein analysierend nahezukommen suchen, heben aus ihm allgemeine, typische Züge heraus und lehren ihn menschlich verstehen. Dieses Verstehen aber birgt in sich zugleich das Vorbeugemittel gegen die suggestive Einflußgewalt, die von den Schöpfungen des russischen Dichters ausgeht. Die kühle Luft zerlegender Wissenschaft nimmt den Gestalten das Bezwingende . . . Wir wissen um den Mechanismus dieser Welt, und sie wird uns nicht mehr zu willenlosen, blinden Verführten machen können. *(Deutsche Allgemeine Zeitung)*

Der ernste, etwas analytisch orientierte Leser wird die flüssige und beredte Dostojewski-Skizze in einem Zuge durchlesen und ohne Widerspruch. *(Neue Zürcher Zeitung)*

V) HANNS SACHS, Gemeinsame Tagträume. *Geh. M. 6·—, Halbleinen M. 7·50, Halbleder M. 10·—*

Als die Psychoanalyse auf die entscheidende Bedeutung der Tagträume für den Lebensweg und die Liebeswahl des einzelnen hinwies, traf sie mit einer längst gangbaren Überzeugung zusammen, daß nämlich die Tagträume die Vorstufe seien, von der aus sich in begnadetem Sonderfalle der Aufstieg zum Kunstwerk vollziehe. Sachs untersucht nun, wie sich der Tagtraum zum Kunstwerk verwandelt, wobei er besonders den Fall ins Auge faßt, wenn zwei irgendwie Gleichgerichtete sich zusammentun, um gemeinsam einen Tagtraum auszuführen, der dann eine Zeitlang beiden den eigenen, allein geführten Tagtraum ersetzt. Sachs behandelt auch die Frage, wodurch sich der Dichter vom Neurotiker, vom Verbrecher, vom Führer der Masse unterscheidet. Er weist auf den Zusammenhang zwischen dem nach Entlastung lechzenden Schuldbewußtsein und dem zur Verschiebung auf das Werk bereiten Narzißmus hin. Auch die formal-ästhetischen Elemente, die der künstlerischen Form, haben den Endzweck, hinter der Fassade einer vorläufigen Lustprämie, der Vorlust, unbemerkt und straflos die aus dem Unbewußten stammende Lust zu genießen. Besonders analysiert er dann zwei Kunstwerke, die Anzeichen einer Produktionshemmung im Leben ihrer Schöpfer darstellen: Schillers „Geisterseher" und Shakespeares „Sturm". Die Psychoanalyse entwickelt sich „nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten"; aus der Erforschung der Störungen erwachsen, die der unvollkommenen Bewältigung unbewußter Wünsche ihr Dasein verdanken, vermag sie sich den Problemen der künstlerischen Schöpfung auch am besten von der Seite der Hemmungen her zu nähern. Abgründe öffnen sich bei Shakespeare und bei Schiller, die das Schaffen überspannen und verdecken konnte, solange es ungehemmt dem Lichte zustrebte.

VI) GUSTAV HANS GRABER, Die Ambivalenz des Kindes.

Geh. M. 3·50, Halbleinen M. 5·—, Halbleder M. 7·—

Inhalt: Der Begriff der Ambivalenz; bei Bleuler; bei Freud. Das Wesen der Ambivalenz. Ambivalenzbildung. Hereditäres und Akzidentelles. Der Urhaß. Bindungen ans Ich. Der Geschlechtsunterschied. Das Lustverbot. Symbolisierung. Tierphobien. Aufhebung der Ambivalenz und Regression. Ausblick.

Besonders fruchtbar. Bringt neues individuelles Material von Kindern selbst. Lesenswerter systematischer Versuch. *(Zeitschr. f. Sexualwissenschaft)*

Wichtige Fingerzeige zur Kindererziehung. *(Berner Woche)*

Jeder, der mit Kindern zu tun hat, wird diese Arbeit mit Gewinn lesen. *(Prof. Schneider, Riga in der Schulreform)*

VII) IMRE HERMANN, Psychoanalyse und Logik. Individuell-logische Untersuchungen aus der psychoanalytischen Praxis. *Geh. M. 3·50, Halbleinen M. 5·—, Halbleder M. 7·—*

Hermann untersucht mit Hilfe der Psychoanalyse das „logische Denken", wobei er besonders den Denkmechanismus der Neurotiker zum Verständnis heranzieht. Z. B. erörtert er an Hand des Einfallmaterials einer Patientin (die sich in der Liebe immer das Vorhandensein einer Konkurrentin vorstellen mußte) den „Dualschritt", dessen Auftreten er mit Beispielen aus der Kinderpsychologie, Ethnologie und Kulturgeschichte belegt. In Zurückführung der Denkschritte ins Biologische wird deren Verhältnis zur Trieblehre verfolgt. Das Evidenzgefühl wird aus den Beziehungen der Ich-, bezw. Liebesideale verfolgt. In der psychoanalytischen Behandlung der individuellen Logik sieht Hermann eine der Grundlagen der Charakterologie.

VIII) ALFRED WINTERSTEIN, Der Ursprung der Tragödie. Ein psychoanalytischer Beitrag zur Geschichte des griechischen Theaters. *Geh. M. 8·50, Halbleinen M. 9·50, Halbleder M. 12·50*

Es wird der Versuch unternommen, einen im Gebiete des alten Thrakiens beobachteten Karnevalsbrauch aus einer antiken ländlichen Dionysosfeier herzuleiten, die die Keimzelle des attischen Dionysosdramas gebildet haben dürfte. Anderseits wird das moderne Maskenspiel in die weit verbreitete Gattung der Frühlingsfeste des „Vegetationsdämons" eingereiht und an reichem Material deren Verwandtschaft mit den Knabenweihen der Wilden nachgewiesen. Auch der Anteil des Toten- und Heroenkultes an der Entstehung der Tragödie wird gewürdigt und sein Niederschlag im ausgebildeten Drama des näheren festgestellt. Anschließend wird die Bedeutung des Wortes Tragödie — Bocksgesang erläutert. Die historische Entwicklung der attischen Tragödie und die Entstehung des mittelalterlichen Dramas aus der kirchlichen Liturgie bilden den Gegenstand der späteren, durch Betrachtungen über den tragischen Helden, den Chor, den Schauspieler und den Zuschauer ergänzten Ausführungen. An einem Beispiel aus einem völlig entlegenen Kulturkreise — an einem Tanzschauspiel der Indianer in Guatemala in vorkolumbischer Zeit — wird schließlich gezeigt, daß auch hier der ewige Konflikt zwischen Vater und Sohn das tiefste Motiv für die Schöpfung des Dramas darstellt.

IX) ERWIN KOHN, Lassalle – der Führer. *Geh. M. 4·—, Ganzleinen M. 6·—*

Inhalt: I) Die psychologische Entstehung des Führers. — II) Die psychologische Technik der Führung bei L. — III) Das Liebesschicksal Ls. — IV) Die psychische Struktur des Führertums bei L. Die Nachfolge Ls. und das Ende seiner Organisation.

Aus der Fülle des Materials und der überall durchblitzenden Helle entsteht ein geistiges Bild des einstigen Arbeiterführers, das in seiner Zwingkraft beinahe schmerzt. Ausgezeichnet das Kapitel über die psychische Struktur des Führertums bei Lassalle, der aus dem seine Erfolge erklärenden Narzißmus herauswuchs und mit den Jahren immer mehr den Cäsarismus an sich emporkommen ließ . . . Interessant die Gegenüberstellung der ganz wesensverschiedenen Führer Marx und Lassalle. *(Volksrecht, Zürich)*

X) ECKART von SYDOW, Primitive Kunst und Psychoanalyse. Eine Studie über die sexuelle Grundlage der bildenden Künste der Naturvölker. (Mit Kunstbeilagen). *Geh. M. 8·—, Ganzleinen M. 10·—*

Inhalt: Die Wiedererweckung der primitiven Kunst. — Die drei Wege zur Erkenntnis der naturvölkischen Kunst. — Die sexuelle Grundlage der Baukunst, der Plastik, der zeichnerischen Künste. — Lust und Unlustprinzip in ihrem Verhältnis zum naturvölkischen Kunstwerk. Kunst- und Wirtschaftsformen bei den Naturvölkern. — „Körperkunst" und deren sexuelle Grundlage. — Die geschichtliche Reihenfolge der Künste. — Die geistige Kunstform als selbständige Kulturmacht. — Der Grund des Stillstandes der primitiven Kunst.

Waldheim-Eberle A. G., Wien VII.

